

Das Werk



Der letzte Kontrollgang.

Prüfung der Förderseilscheibe vor Wiederinbetriebnahme der Siegerländer Eisenerzgrube „Vereinigung“
(Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft).

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf



September 1933

Heft 9

Infolge plötzlicher mehewöchiger Erkrankung des verantwortlichen Schriftleiters konnte das Septemberheft erst Mitte Oktober zur Auslieferung gelangen. Das Oktoberheft ist Ende Oktober versandbereit. Wir bitten, die Verzögerung entschuldigen zu wollen.

„Wert“-Schriftleitung.

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIII. Jahrg.

Düsseldorf, September 1933

Heft 9

Halt . . . !

Ihr,
Die ihr eure Brust an Eisen werft,
Damit Berge zerspringen,
Die ihr Erze scheidet, Metalle eint,
Damit Glocken erklingen,
Die ihr Maschinen in Schienen bringt,
Meere verbindet, Blitze bezwingt,
Tätige ihr, ihr Schaffer der Hände,
Räder der Räder im Hüttengelände,
Menschen, Hebel aus Gliedern und Lungen,
Zur Arbeit bestimmt und zu Arbeit gedungen,
Ihr denkt,
Vom Schwung des Hammers in Schwung gerissen,
Von Mühsal zermürbt, von Sehnsucht zerrissen,
Nur ihr wär't auf die Erde gestellt:
Um Menschheit zu heißen, Gemeinde der Welt.

Und ihr,
Die ihr Millionen von Zahlen schüttelt,
Gehirne und Geister durchpeitscht und durchrüttelt,
Werke beherrscht und Gebote schreibt,
Geschäfte mit Stirnen und Kenntnissen treibt,
Männer des Schädels, Verkünder und Lehrer,
Rechner, Erbauer, Propheten, Bekehrer,
Wähnt ihr nicht auch, von Dunkeln umschlossen,
Ihr wär't als Achse vom All umflossen?
Nur ihr wär't des Menschen höchstes Gesicht,
Nur ihr gäbt ihm Brot und nur ihr ihm Licht?

Halt,
Schädelschaffer
Und Schaffer der Kraft . .

Was wäre die Faust, wenn sie nicht gelenkt,
Was der Gedanke, wenn er nicht versenkt
In Heere webender Hände wäre?
Trennt euch nicht länger, betretet die Fähr,
Die zu vollkommener Einigung führt!
Arbeit ist eine, in Einem ist Leben,
Es zu entwickeln, aufwärts zu streben,
Geschehen zu machen, was nie geschah,
Dafür allein seid ihr und ihr,
Sind du und ich und wir alle da.

Schaffer in allem,
Menschen als Denker, Mensch als Motor,
Nur in vereintem, einigem Handeln
Können wir Bürden in Freuden verwandeln,
Ernten wir Früchte, dringen wir vor.

Hans Braach.

Vom unbekannten Soldaten der Technik.

Von Dipl.-Ing. Hermann Baechter.

Wenn irgendeiner von den Großen oder gar ganz Großen aus dem Reiche der Technik die Augen für immer geschlossen hat, dann trauern an seiner Bahre tausend, zehntausend, hunderttausend Menschen, und bei Millionen vielleicht wird das Gedenken wachgerufen an die ruhmvolle Vergangenheit oder glänzende Gegenwart der Technik, von deren augenfälligen Großtaten der Name des nun Dahingegangenen nicht zu trennen ist.

Und doch — mag jener, dessen Hand und Hirn ein Größerer für immer „ausgeschaltet“ hat, der Besten einer gewesen sein — die ganze Schar derer, die ihr Leben ebenfalls in den Dienst der Technik gestellt und zu ihrer Eingliederung in den Rhythmus werktätiger Arbeit beigetragen haben, verkörpert er nicht; er war im besten Falle einer ihrer Vorkämpfer, ein General im großen Heere derer, die auf die Fahne „Technik“ überzeugungsgemäß oder berufsbestimmt eingeschworen sind. Und hinter ihm, zu dem die Welt aufsieht in gläubiger Bewunderung und tiefem Schmerz, steht das riesige Heer der Männer, denen das Schicksal keine so ruhmvolle Laufbahn zugeordnet hat, stehen die Bataillone derer, die in ewig gleicher Arbeit, in der Pflicht des Alltags versinken, mitbauen an dem gewaltigen Gebäude der Technik, stehen die vielen Namenlosen, die hinter ihrem Werk zurücktreten und trotzdem nicht minder an dieses Werk verhaftet sind.

Und unter diesen Namenlosen, deren Arbeit unpathetisch ist wie sie selbst, ist wohl der Unbekannteste und Unbedankteste, sofern er seinen Dank nicht in der eigenen Arbeit findet, der Mann, der mit seinem Wissen und Können, mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit, mit der Tatkraft und Energie seines Wesens den Betrieb des industriellen Werkes in Schwung erhält, damit sich Tag für Tag das Gewohnte vollziehe, damit sich Tag für Tag das Erstrebte vollenden kann. Der Betriebsmann ist der unbekannte Soldat in der Technik, ist der, an dessen Notwendigkeit, an dessen Dasein man nicht denkt, wenn man ein Werk der Technik in stolzer Bewunderung ob seiner gigantischen Wucht, ob seiner feingliedrigen Formgebung vor Augen sieht. Dem Erfinder, und allenfalls dem Konstrukteur, fliegen die Herzen zu, wenn „Graf Zeppelin“ seine stolzen Kreise in den Lüften zieht, wenn die Schwester-schiffe „Europa“ und „Bremen“ durch den Ozean pflügen und eine heiße Welle von Stolz in unserer Brust aufwallen lassen, weil wir Deutsche sind. Wer aber denkt wohl daran, daß da unten am Bodensee, daß da oben am Meer ein Mann in tausend und tausend Stunden einen zähen, endlosen Kampf hat kämpfen müssen mit den Lücken der Materie, mit den Zufälligkeiten und Widrigkeiten eines Hitze- und lärmgefüllten Alltags, damit diese Riesen aus der Schemenhaftigkeit der gedachten und gezeichneten Linien ihren Weg in die Welt des Stoffes und in die Welt der Menschen haben finden können.

Schmählich haben wir ihrer vergessen, und — Hand aufs Herz! — selbst wir Techniker, die es doch wissen müßten und auch wissen, welche Fülle von Verantwortung auf jenen ruht, die da namenlos bleiben, deren Sache es ist, dafür zu sorgen, daß alles weiterläuft, was laufen muß, um jenes Große, Glanzvolle einer staunenden Welt vor Augen stellen zu können — selbst wir Techniker haben uns daran gewöhnt, die Arbeit dieser Männer als etwas Selbstverständliches, kaum Erwähnenswertes, schlechthin Gegebenes hinzunehmen und — davon zu profitieren.

Wir anderen, die das Schicksal zu Konstrukteuren gemacht hat, wir sehen den Gegenstand unserer Pläne, das Objekt unserer geistigen Arbeit eines schönen und begnadeten Tages in körperhafter Gestalt vor unseren Augen stehen; wir sehen die Kraftwerke, die Industrieanlagen, die wir geplant haben, aus dem Boden wachsen und als unveränderliche Realität in das Reich der körperlichen Dinge hineinragen, wir sehen die Maschine, die wir konstruiert haben, eines Tages die stählernen Glieder rühren, den Apparat, dem wir auf dem Zeichenbrett seine Form gaben, die Arbeit tun, die wir von ihm verlangen — und wir empfinden dabei die höchste Freude, die dem Menschen gegeben ist: die Schöpferfreude. Sie aber, die unbekannten Soldaten der Technik, schlagen sich, während wir solche Stunden erleben, mit den Hemmnissen und Widerständen herum, welche die unfügige Materie dem Menschenwillen immer und immer wieder entgegenstemmt; und wenn sie das Ziel ihrer Arbeit erreicht haben — und sie müssen es täglich

aufs neue erreichen — haben sie lediglich den status quo ante erhalten. Der Betrieb ist ein Moloch, der ihre Arbeit hineinfrisst und sich davon erhält, aber der Betrieb ist auch ihre stille Liebe, an die sie ihre zärtlichsten Gedanken verschwenden können. Gedanken, die oft genug uns anderen zugute kommen, die oft genug aus dem Erfinder den zündenden Funken heraus-schlagen, die oft genug dem Konstrukteur den richtigen Weg weisen, dem Theoretiker die empirische Lösung von Problemen in die Hand spielen und seinem Gedankengebäude die solide Untermauerung praktisch gewonnener Erkenntnisse verschaffen.

Und ist nicht auch der Betrieb ein Geschöpf wie die, auf die wir anderen manchmal so stolz sind? Ist er nicht ein Geschöpf von schwierigerer und spröderer Art, ein Geschöpf, das täglich, stündlich neu geschaffen werden muß — ein rechtes Sorgenkind? Muß es nicht gleichfalls Schöpferfreude wecken, beste Anordnung und vorteilhafteste Einrichtung für einen Betrieb geschaffen zu haben und immer wieder aufs neue zu schaffen? — Ich glaube doch — und das mag wohl imstande sein, die Anerkennung zu ersetzen, die wir anderen dem unbekannten Soldaten der Technik oft versagen, nicht aus böser Absicht, sondern weil seine Arbeit eine Arbeit hinter den Kulissen ist, auf die man sich erst in Stunden der Einkehr besinnt.

Die neue Zeit.

*Wir pflanzen unsre Fahne auf die Zinne
Der unruhvollen, nimmermüden Zeit;
Wir haben uns der Gegenwart geweiht,
Daß jeder von uns recht den Tag beginne.*

*Und doch sind wir, inmitten Ruß und Qualm,
Der mütterlichen Erde tief verbunden.
Wir haben unser Bestes dort gefunden,
Wo heil'ge Urkraft strömt aus jedem Halm.*

*In unserm Blute liegt seit Anbeginn
Der Rätsel tiefstes und des Wunder Sinn:
Wir lieben Vogellied und Werksirenen!*

*Wenn spät ringsum die Zechen lärmend hämmern,
Urmutter Heimat lockt im letzten Dämmern,
Daß unsre Tage weich sich in den Abend dehnen.*

Wilhelm Haas.

Kran in Würzburg, 1722.

Der Antrieb im Innern erfolgt über zwei Treibräder von 5 m Durchmesser. Die Tragkraft des großen Auslegers wird zu 2000 kg angenommen.



Das technische Kulturdenkmal im Bild der Heimat.

Von Werner Lindner.

Technische Werke pflegen als Maschinen die Form allgemeingültiger Typen und Normen anzunehmen. Bei den Bauwerken der Technik hingegen spricht vielfach der Gestaltungswille des einzelnen Schöpfers und der sie schaffenden Zeit mit. Beides gilt als Selbstverständlichkeit. Selten aber macht man sich klar, daß Maschinen und Bauanlagen der alten Zeiten vielfach heimatgebundene Sonderarten darstellen, aus dem Eigenleben einzelner Landschaften hervorgegangen, an bestimmte Wirtschaftsweisen gebunden, das Bild der Landschaft oft mitbestimmend.

Wo die bewegte Luft als Kraftquelle benutzt werden kann, von Mitteldeutschland gegen die nördlichen Küstenstriche zu nehmend, ist die Windmühle zu Haus, die übrigens in orientalischen Ländern schon vor dem Mittelalter vorkommt. Wo der Holländer bei uns kolonisierte, herrscht die sogenannte Holländer- oder Turmwindmühle im Gegensatz zur Voerwindmühle vor. Wo Wasser schon in kleinen Mengen größere Kraft bei stärkerem Gefälle von selbst ergab oder in reichlicherem, aber langsamem Zufluß den Aufstau von Teichen zuließ, also vor allem in Süd- und Mitteldeutschland, ist die Wassermühle für die verschiedenartigsten Betriebe gegeben. Wo das Wasser fließt, hing man das „unterschlächtige“ Wasserrad ein, wo es stürzt, baute man das „überschlächtige“ Rad. Neben diesen stehenden Mühlen gab es auch in Deutschland die für viele Arbeitszwecke bestimmten Schiffsmühlen.

Niederdeutsche Landschaft ist uns gar nicht vorstellbar ohne den eigenartigen Umriß der altertümlichen Windmühle mit ihren sich rastlos drehenden Flügeln, deren Standort bedachtsam praktisch gewählt ist. Das große Mühlensterben läßt den aufmerksamen Beobachter leicht nachprüfen, wie manches vertraute Landschafts- und Dorfbild seines besonderen Reizes entkleidet erscheint, wenn neuerdings der starke Akzent des charaktervollen Mühlenbaues fehlt. Die Wassermühle im Wiesengrund oder Waldtal ist ebenso wie jene mit Lied und Sage der Heimat verwoben. Auch sie kann sich gegenüber

Bachregulierung und elektrischer Kraftnutzung immer seltener halten.

Werkstoff und an ihn gebundene handwerkerliche Konstruktions- und Aufbauart der Wände und des Dachs wandeln die Typen der Wind- und Wassermühlen und anderer ehrwürdiger Ingenieurbauten geradeso wie die Hausbauten von Gegend zu Gegend ab. Armut oder Wohlstand und Stileinfluß der Zeiten, vor allem auch die Eigenart der örtlichen Lage und Umgebung tragen das ihre zur Vielfältigkeit der Bildungen bei; gleichwohl schließt traditionelle Gesinnung jede Zufälligkeit in den hundertfältigen Spielarten aus.

Altgewohnte Standorte bestimmter Gütererzeugung und feste Umschlagsgebiete des Güterverkehrs weisen einzelnen Arten technischer Kulturdenkmale besondere Landschaftskreise zu. Der Bergbau, vor allem im sächsischen Erzgebirge und in Oberschlesien, im Mansfeldischen und im Harz, im rheinisch-westfälischen Bezirk und in der Steiermark, ist meist der Verhüttung und weiteren Verarbeitung der Metalle verbunden. Salzlager im Salzkammergut, in Baden und Württemberg, in Norddeutschland und anderwärts ziehen die Salinen nach sich. Verbereien bestimmen in einzelnen Städten ganze Straßenbilder und wurden in der Landschaft vielfach vom Schälwaldbetrieb begleitet. Der Tage- oder Grubenbau bei Basaltvorkommen in der Eifel bedient sich nur ihm zugehöriger Windevorrichtungen für die Förderung des gebrochenen Gesteins. Um Idar ist die Edelfeinschleiferei bodenständig, dort, wo begehrte Halbedelsteine im Bergeschoß ruhen; ausreichendes Gefälle der Bäche bestimmt die Punkte für die Anlage der einzelnen Schleifkotten. Rhein und Main haben die schönsten alten Krane, Seehafenstädte ganze Quartiere alter Lagerhäuser, Gebirgswälder und Alpenflüsse sind von besonderen Vorrichtungen für den Transport gefällten Holzes durchsetzt. Im Schwarzwald und Harz trifft man noch Köhlerei und Teerbrennerei an. Wo der Obst- und Weinbau zu Haus sind, stehen Pressen und Kelterbauten, „die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt



Göpel in Johanneorgenstadt in Thüringen.

mit originellen Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweisen" (Riehl). Ja, dieses Leben für den Weinbau und mit ihm bringt eine Eigenart des Volksstammes hervor, die es andernwärts nicht gibt.

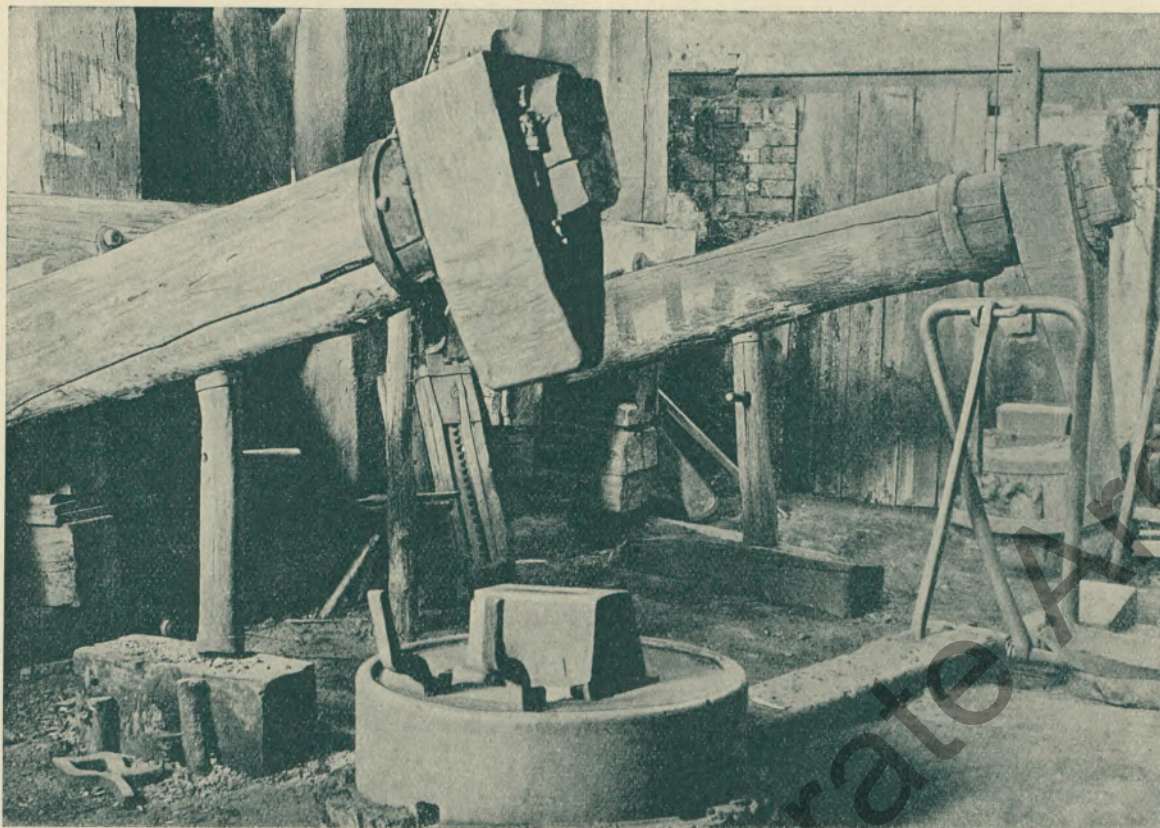
Den Gebirgsbauern ist technischer Verstand in hohem Maße angeboren. Ganze Dörfer waren infolge von Dürftigkeit des Aekers und der Nöte in und nach dem Dreißigjährigen Krieg geradezu industriell geworden, so die der Leineweber, Spitzeklöppler und Holzschnitzer im Riesens- und Erzgebirge, der Uhrmacher im Schwarzwald, der Stroh- und Weidenflechter, Besenbinder und Nagelschmiede in der Rhön und anderen Berglandschaften, der Töpfer im Westerwald usw.

Der Waid, als Indigopflanze Europas das wichtigste Fuchsfärbemittel früherer Jahrhunderte, wurde vor allem in Thüringen angebaut. So standen um Erfurt die eigenartigen, von Pferden betriebenen Waidmühlen zum Zerkleinern der getrockneten Waidblätter. Die Färber wieder brauchten für das Pressen der gefärbten Tuche bis zu 10 Meter lange und 2 Meter breite Mangeln; ein oder zwei stattliche Wasserräder drehten den mächtigen „Königstock“, dieser mit einer Radübertragung den „Wendelbaum“, der den ungeschlachteten, mit Feldsteinen belasteten Mangelkasten hin und her bewegte.

Seit der Zeit etwa des Großen Kurfürsten hat die Fürsorge der Landesherrn planmäßig die technischen Unternehmen ergänzt, die auf natürliche Vorbedingungen oder auf das Bemühen weitschauender Grundherren (z. B. in Böhmen, Mähren, Steiermark) zurückzuführen sind. Mit Hilfe gewerblicher Kräfte, besonders aus Frankreich und den Niederlanden, entstanden metallverarbeitende Werke an Wasserstraßen, so am Finowkanal nördlich von Berlin, Glashütten in holzreichen Gegenden, Tuchfabriken in der Niederlausitz, die pfälzische und die märkische Tabakindustrie mit zahllosen Speichern in Pierraden und Schwedt a. O. usw.

Das Volkstümliche im Bauausdruck heimischer Wohnheiten bestimmt das Gesicht der meisten Werkanlagen. Andere des ausklingenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts tragen formal-klassizistischen Ausdruck. Einzelne Persönlichkeiten. z. B. Freiherr von Heinitz, der Schöpfer

des staatlichen Bergwesens in Oberschlesien, Billy, der preussische Oberbaudirektor um 1800, der Badener Weinbrenner gaben für die Architektur von Hochöfen, Salinen, Werkstätten und Verkehrsbauten den Ton an. Andere, wie Perronet, der Schöpfer hervorragender Pariser Brückenbauten im 18. Jahrhundert, wie Ignaz Neumann in Würzburg, C. F. Schlaun in Münster i. W. und Vauban, Architekten und Bauingenieure zugleich, wurden geradezu zu Schrittmachern der zeitgenössischen und nachfolgenden Werkkunst, von der uns ausgezeichnete Beispiele überliefert sind. Aber diesen Einzelercheinungen gegenüber steht im Heimatbild die unendliche Fülle von Anlagen aus vielen Jahrhunderten, die gleichsam unmittelbar aus dem technischen Können und dem heimatischen Empfinden des Volkes entstanden sind: steinerne und hölzerne Brücken, Speicher aus Werk- oder Ziegelstein oder in Fachwerkbau, deren Einzelformen aus der bürgerlichen Bauweise der fraglichen Zeit und des betreffenden Kulturkreises entwickelt sind, Schöpfungen von der primitivsten und bescheidensten bis zur für die jeweilige Zeit technisch hervorragendsten Art und bedeutendsten Wirkung: Es sind bewunderungswürdige Werke, die zum Teil weit in das Mittelalter zurückreichen und noch heute für Verkehr und Handel ihren Zweck erfüllen. Unsere Zeit bemüht sich wieder, für die Schöpfungen des Bauwesens für die Industrie ebenso wie für den Hochbau in Stadt und Land den Blick auf das Ganze zu gewinnen, das Einzelwerk als Glied eines großen Ganzen herauszubilden. Die Instinktsicherheit oder der bewusste Formwille, der aus Gestalt und Anordnung auch der alten technischen Werke spricht, kann dabei für sie geradezu vorbildlich sein. Wir verweisen hier auf die groß geführte Einheit von Menschenwerk und Landschaft, von Bodenbildung und Baumwuchs mit dem technischen Werk, die sich in einer ganzen Zahl von Beispielen dieses Werkes ausdrückt. Vor allem der Bau von Brücken bringt oft einen vollständig neuen Ton in das Heimatbild, gibt ihm die ausgesprochene Note der Kulturlandschaft, und alle Mittel eines Zusammenklängens, von Wirkung und Gegenwirkung, der maßstäblichen Einpassung und der Maßstabs-



Alter Kupferhammer in Rauda bei Eisenberg
in Thüringen mit einem Breit- und einem Tief- oder Spitzhammer und je einem Breit- und Tiefsofen zum Ausglühen.

steigerung sind oft mit außerordentlicher Treffsicherheit genügt. Technische Kulturdenkmale sind auch einzelne Ausdrucksformen unmittelbarer Eingriffe in die Struktur der Landschaft, die sich bisweilen bis zu großartigen Umbildungen steigern können: so alte wasserwirtschaftliche Unternehmen, wie Be- und Entwässerungen, Flußkorrekturen und schiffbare Kanäle, die mühselige Staffelanlage alter Weinbergs-hänge, denen grandiose Stufenaufbauten ostasiatischer Reisfeldkulturen an die Seite zu stellen sind, ja selbst die Abraumhalden alter Bergbaugelände, die den Landschaftseindruck vollständig umzuprägen vermögen, weiter Bodenausschlüsse alten Tagebaues, die womöglich primitive Abbaufahrten erkennen lassen, und Seltenheiten aus Vorgeschichte, Römerzeit und Mittelalter, die hier und da der Forscher aufspürt oder der Zufall preisgibt.

Die technischen Baukulturdenkmale sind — es liegt schon in dem Wort — nicht nur für die fortschreitende Zivilisation, sondern ganz besonders auch für die Kulturentwicklung neben den Werken der hohen, der bürgerlichen und bäuerlichen Baukunst von ganz erheblichem, meist viel zu wenig beachtetem Wert. Als ausgesprochene Zweckbauten sind sie im

allgemeinen weit schmuckloser als jene. Aber in der ausdrucksvollen Klarheit und organischen Verbindung von Werkstoff, Konstruktion und Zweckbestimmung wird gerade bei ihnen die immervährende Wiederkehr eines ungeschriebenen Formenkanons, sozusagen der ewigen Form, wie kaum an anderen Bauwerken offenbar. Dadurch gewinnen sie für uns über die in ihnen ruhenden Geschichts- und Gefühls-werte hinaus außerordentliche Bedeutung für unser heutiges Gestalten, unabhängig davon, daß die modernen Aufgaben und deren Konstruktionsweisen zum Teil vollständig neuartig geworden sind. Geschichtsforschung, Kunstwissenschaft und praktische Denkmalpflege haben sich bisher ihrer nur ausnahmsweise angenommen. Dabei sind sie

der Menschheitskultur nicht minder verhaftet als die Werke der Kunst, weil der Kulturfortschritt vielfach unmittelbar von ihnen abhängt, weil sie oft erst den Weg zu den hohen Kunstleistungen frei gemacht haben. Erkennen wir die Verknüpfung der heutigen Wirtschaft mit dem Wesen der Heimat, so gewinnen sie auch in diesem Zusammenhang als bedeutsamste Voraussetzungen der Wirtschaftsentwicklung der Gegenwart hohen Wert.



Nahebrücke in Kreuznach
mit drei Öffnungen von ungefähr 16 m Weite; über den verlängerten Pfeilern stehen ausragende Häuser.

Die Freiheit.

Aus den „Erdachten Gesprächen“ von Paul Ernst.

Personen: Abbe, der Begründer der Zeiswerke in Jena, ein protestantischer Pastor.

Ort: Das Sterbezimmer Abbes. Es ist Nacht.

Abbe (im Bett, sehr schwach): Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Pfarrer, trotzdem ich Ihre Predigt nie besucht habe und nicht zum Abendmahl gekommen bin. Ich will auch keinen Trost von Ihnen. Ich will Ihnen nur etwas sagen. Ich habe die Anschauungen gehabt, die in meinem Geschlecht die Naturwissenschaften gebildet hatten. Heute sehe ich ein, daß sie zeitlich bedingt waren; im Lauf meines Lebens hielt ich sie für unumstößliche Wahrheiten. Nun, das ist wohl immer so. Ich dachte, daß der Mensch durch seine Verhältnisse bestimmt wird. Er wird ja auch durch sie bestimmt. Die Linie der Häufigkeit der Verbrechen läuft gleich mit der Linie der Lebensmittelpreise.

Der Pastor: Sie meinen, daß die Äußerungen des Menschen mit seiner Lage zusammenhängen, daß sie Antworten sind auf gestellte Aufgaben?

Abbe: Sie haben wohl recht. Ich habe nicht richtig gedacht. Es sind ihm Aufgaben gestellt, in guten oder in schlimmen Zeiten. Es kommt auf ihn an, wie er sie löst.

(Von der Straße herauf kommt der Gesang von zwei Betrunknen.)

Abbe: Das sind zwei von meinen Arbeitern, die da singen. Sie haben gesehen, wie manche Studenten ihre Zeit verfun; ich habe ihre Löhne erhöht, daß sie denen nachahmen können.

Der Pastor: Die untern Schichten ahnen immer den höhern nach.

Abbe: Ja, sie tun das. Ich mußte das. Deshalb habe ich so gelebt, wie ich gelebt habe. Ich habe für mich keine Bedürfnisse gehabt und mit meiner Familie einen kleinbürgerlichen Haushalt geführt. Ich habe manches in mir unterdrückt. Meine großen Einnahmen habe ich fast nur zur Unterstützung der Wissenschaft verwendet. In meinem Testament habe ich meinen Kindern nur eine Kleinigkeit hinterlassen; fast alles soll dem Werk zugute kommen, das sind die Arbeiter, und soll der Wissenschaft zugute kommen. (Er faßt plötzlich die Hand des Pastors.) Ich fürchte jetzt, ich habe nicht recht gehandelt. Ich wollte, die Arbeiter sollten einmal alle einen Haushalt führen können, wie ich geführt habe. Ich dachte, die Wissenschaft befreit die Menschen. Jetzt sehe ich ein, auf dem Sterbebett: die Wissenschaft ist ein Handwerk, durch welches die Menschen ihr äußeres Leben leichter gestalten können; das muß aber keine Befreiung sein: es kommt auf die Menschen an, was sie mit dem freien Leben machen wollen, und die meisten geraten nur in tiefere Knechtschaft. Etwas ganz anderes mußte ich tun, wenn ich den Menschen helfen wollte. Aber was? Ihre Kirche weiß es wohl auch nicht, denn dann würde sie es ja sagen, und die Leute würden zu Ihrer Predigt kommen: ich wäre auch gekommen.

Der Pastor: Wir haben ein Buch, in welchem das steht, was man tun muß. Aber nicht viele von uns können das Buch lesen.

Abbe: Hier lebt ein Gelehrter, der geistige Krankheiten untersucht. In seinem Krankenhaus war Friedrich Nietzsche untergebracht. Ich ging einmal in eine Vorlesung. Da führte der Mann Nietzsche seinen Schülern vor; er sagte: „Dieser Kranke war ein sehr begabter Mensch. Er bekam einen Ruf als ordentlicher Professor, ehe er noch die Doktorprüfung gemacht hatte. Nun ist er hier.“ Dann wendete er sich zu dem Kranken und sagte: „Sie sind doch im Heer gewesen. Zeigen Sie das.“ Daraufhin nahm der Kranke militärische Haltung und Ausdruck an und marschierte vor den jungen Leuten. Ich hatte seine Bücher gelesen. Er glaubte ein ganz freier Mann zu sein. Ich stand von meiner Bank auf und ging aus dem Hörsaal.

Der Pastor: Sie sind sehr tief verzweifelt. Ich weiß nicht, ob irgend jemand heute das Christentum versteht. Ich darf

gewiß nicht sagen, daß ich es verstehe. Aber was ich weiß, das will ich Ihnen mitteilen. Sie denken: Ja, nun habe ich das Rechte tun wollen. Aber meine Zeit hatte mich so gebildet, daß ich das Rechte nicht sah. Deshalb habe ich Unrechtes getan. Und Nietzsche war ein großer Denker, welcher den höchsten Flug nahm. Aber da kam irgendeine Zelle in seinem Gehirn in Unordnung, und nun führte man ihn den Studenten vor als ein Schaustück. . .

Sie wollten frei sein. Der Mensch hält sich nur selber gefesselt. Wer frei sein will, der muß von sich selber frei sein. Das hatten Sie eingesehen. Sie haben auf Wünsche verzichtet, vielleicht auch Begierden unterdrückt und haben das getan, was Sie nach den Umständen, in denen Sie lebten, für das Gute hielten.

Abbe: Kann ich sagen: Mein Verzichten und Unterdrücken war richtig; wurde ich nicht vielleicht durch eine Feigheit zurückgehalten, weiter zu denken als ich dachte? Und wenn ich weiter gedacht hätte, wäre ich da nicht vielleicht auch darauf gekommen, daß ich etwas Falsches für das Gute hielt?

Der Pastor: Ich lege mir für mein eigenes Leben die Frage vor: Bin ich nicht feig? Spiegelt mir nicht meine Schwachheit etwas als richtig vor, das nur mir erwünscht ist? Ich denke oft an mein Sterbebett. Ich frage mich: Wenn da nun die Schleier fallen, welche die Feigheit webt, wie werde ich dann über mein Leben urteilen müssen? . . .

Abbe: Nun, und?

Der Pastor: Dann falte ich die Hände und bete.

Abbe: Können Sie denn beten? Kann ich denn beten?

Der Pastor: Sie wollten frei sein. Man kann nur von sich selber frei sein. Aber was ist das Selbst? Es ist für uns unerkennbar; die Stricke, mit denen es uns gefesselt hält, können wir nicht sehen. Das Tier, ja das Tier, das kennt nicht Freiheit und Unfreiheit. Aber dadurch sind wir Menschen, daß uns die Freiheit als Aufgabe gesetzt ist.

Abbe: Als Aufgabe. . .

Der Pastor: Und unser Leben hat nur diesen Sinn: daß wir diese Aufgabe lösen müssen!

Abbe: Es gibt wohl unendlich viele Lösungen. Aber für jeden Menschen gibt es nur eine. Und ich habe meine Lösung nicht gefunden.

Der Pastor: Sie denken falsch. Unser Leben hat den Sinn, die Aufgabe zu lösen. Aber das ist nicht eine kurze Rechnung. Das Rechnen an der Aufgabe nimmt das ganze Leben in Anspruch, erst auf dem Sterbebett können wir es abschließen; vielleicht ist das Ergebnis unerwartet für uns.

Abbe: So wären meine Zweifel jetzt die Lösung?

Der Pastor: Vergessen Sie, daß Sie etwas leisten wollten, etwas Gutes schaffen. Denken Sie nur noch an Ihre Seele, die einen Weg gehen mußte, den ihr angemessenen Weg. Für Gott ist alles nötig in der Menschheit: Das Gute und das Schlechte, das Richtige und das Falsche. An welche Stelle Gott Sie gestellt hat, das brauchen Sie nicht zu rechtfertigen. Sie sind Ihren Weg gegangen. Keiner, der redlich ist, kann im Rückblicken der Surcht entgehen, feig gewesen zu sein. Die katholische Kirche hat den Priester, der freisprechen kann. Ich bin nicht ein solcher Priester, ich bin nur ein Mensch wie Sie selber. Aber ich setze mich an Ihre Stelle als Ihr Gewissen und spreche Sie frei.

Abbe: Sie sprechen mich frei? Eine Aufgabe war die Freiheit? Meine Hände sind schon starr, ich kann sie nicht mehr bewegen. Falten Sie mir die Hände, damit ich beten kann, ein Dankgebet für mein Leben.

Die letzte Kontrolle.
Der Obersteiger der kürzlich wieder
in Betrieb genommenen Siegerländer
Eisenerzgrube „Vereinigung“ der
Vereinigten Stahlwerke Aktiengesell-
schaft prüft vor der ersten Seilsfahrt
Förderturm und Seilscheibe.

Stahlunion-Bild.



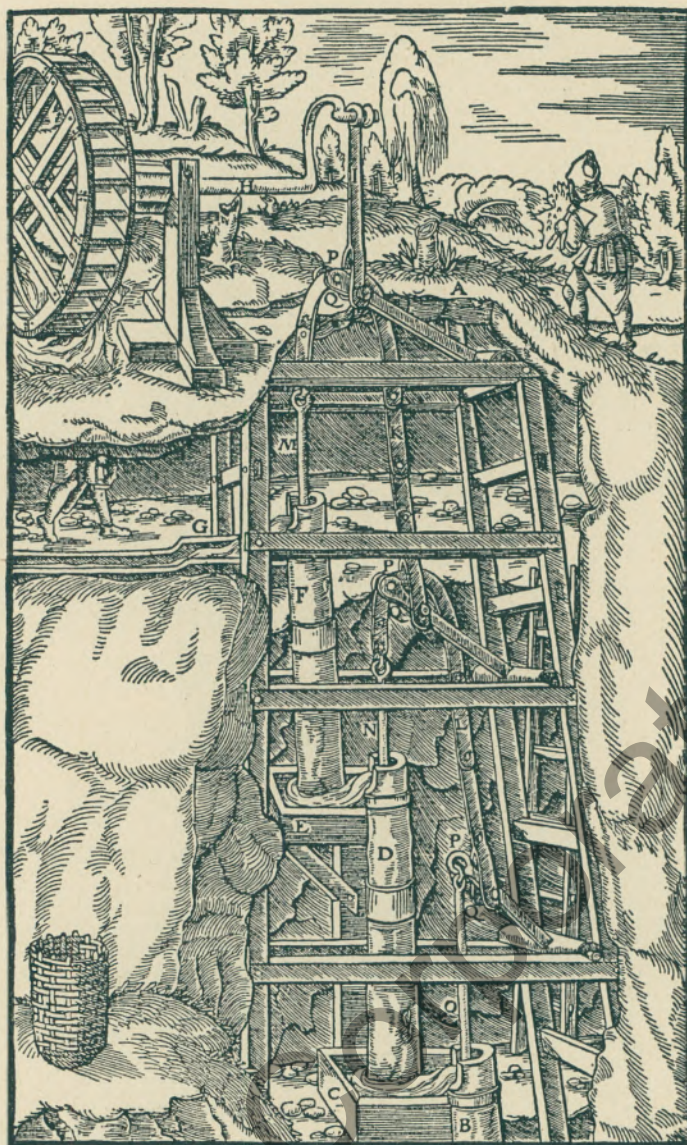
Die Weltgeltung des deutschen Bergmanns.

Von Carl Graf v. Klinckschroem.

Die bergbauliche Tätigkeit des Menschen läßt sich bis in die Endstufe der Altsteinzeit zurückverfolgen. Man hat Spuren gefunden, die darauf deuten, daß schon in einer Periode, die der Vorgeschichtsforscher als Acheuléen bezeichnet, der Mensch der Eiszeit das Rohmaterial an unverwitterten Feuersteinknollen, das er für seine Steinwerkzeuge brauchte, in tiefliegenden Geröllschichten aufzusuchen verstand. Für die mittlere Steinzeit sind dann eine ganze Anzahl solcher Bergbaubetriebe auf mitteleuropäischem Boden bezeugt, bei denen der Mensch bis zu 17 Meter Tiefe in trichterförmigen Schächten zu den Kreideschichten vordrang, die das für ihn wertvolle Material bargen, und an der Sohle weitverbreiteten Pfeilerabbau trieb. In der jüngeren Steinzeit (etwa 5000 bis 2700 v. Chr.) setzte sich diese Feuersteingewinnung noch eine

Zeitlang fort, dann aber traten andere Werkstoffe, wie Horn und Bein, in den Vordergrund.

Die daran anschließende Metallzeit mit ihrem starken Bedarf an Kupfer und später an Zinn ließ dann an vielen Stellen der Erde einen methodischen Erzbergbau aufblühen. Die älteste europäische Kupfererzgewinnung ist schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend in Spanien, bei Oviedo in Asturien, bezeugt, von wo aus sie um 2200 v. Chr. nach Cornwall in England übertragen wurde, das dann für die Zinnversorgung der bronzezeitlichen Welt führend wurde. Um 1300 bis 1000 v. Chr. blühte insbesondere der Kupfererz-Gangbergbau bei Bischofshofen, südlich Salzburg, der uns durch die Ausgrabungen von M. Much und G. Kyrle sehr genau bekannt geworden ist. Die Erzaufbereitung hier ent-



„Stangenkunst.“

Die im deutschen Bergbau des 16. Jahrhunderts übliche Art der Wasserhaltung. Durch riesige Kolbenpumpen, die durch ein über Tage befindliches Wasserrad bewegt wurden, förderte man das im Schacht einbrechende Wasser von Stufe zu Stufe nach oben.

(Aus: „Agricola, De re metallica“, 1556.)

spricht in allen ihren Stadien der aus dem griechischen Altertum überlieferten. Das Erz wurde handgeschieden, gemahlen, gesiebt, gewaschen und dann im Ofen unter künstlichem Zug mit Holzkohlen geschmolzen. Die Schmelzöfen am Mitterberg bei Bischofshofen waren viereckig aus aufeinandergeschichteten Gesteinsplatten gebaut und mit Lehm gedichtet.

Über die Rassenzugehörigkeit dieser bronzezeitlichen Bergleute wissen wir ebenso wenig wie über die der gleichzeitigen Pfahlbausiedler am Bodensee. Da gegen Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends die große indogermanische Völkerwanderung und damit die Indogermanisierung der Welt begann, so wäre es möglich, daß wir es hier bereits mit Kelten zu tun haben, die einige Jahrhunderte später auf deutschem Boden eine rege bergbauliche Tätigkeit entfalteten, zu einer Zeit, als die Germanen noch ausschließlich im norddeutschen Flachlande, in Dänemark und im südlichen Skandinavien siedelten, in Gebieten, die arm an Bodenschätzen waren.

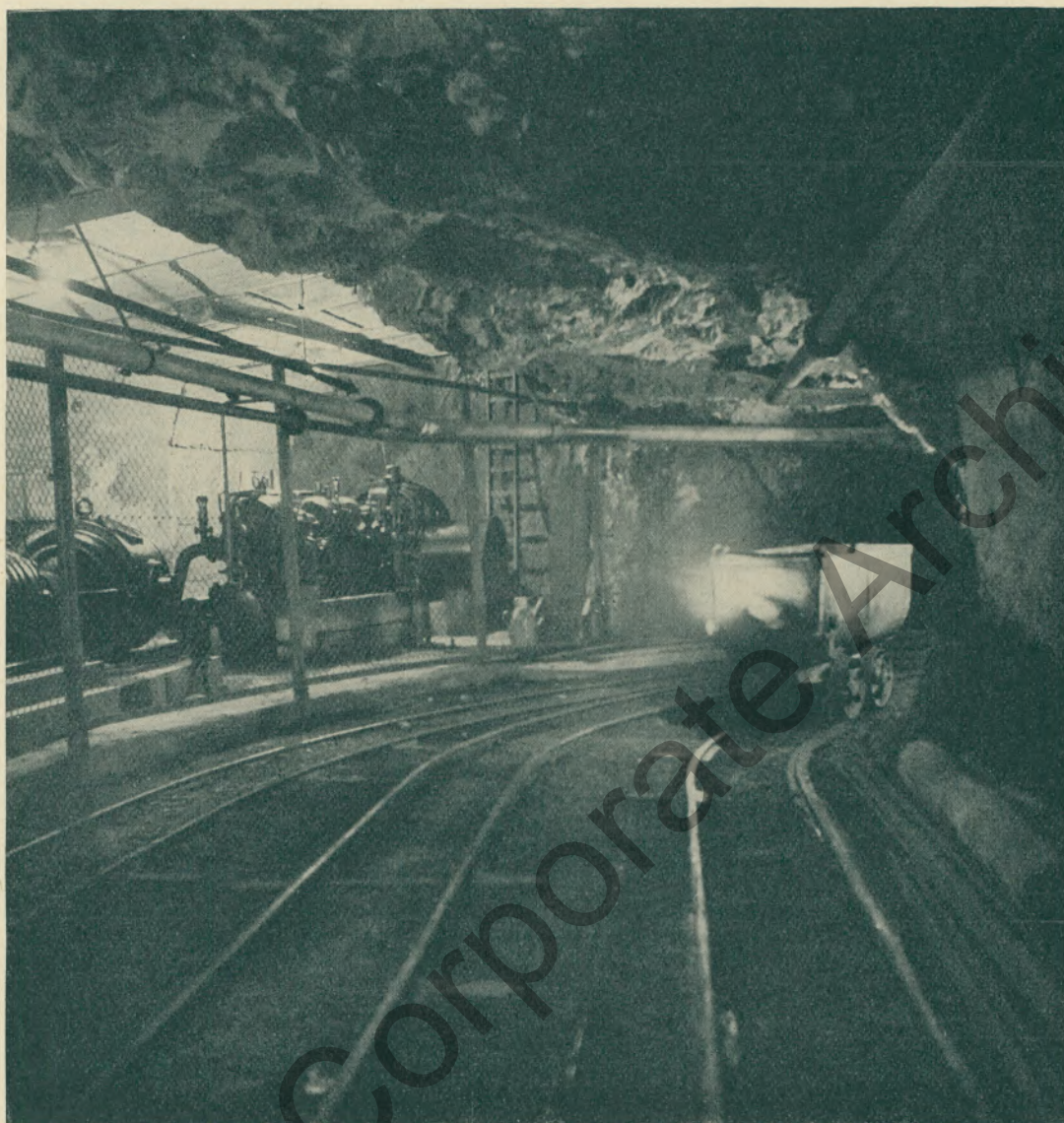
Die Geschichte des germanischen Bergbaus und Hüttenwesens beginnt mit der Eroberung des von den Kelten besiedelten Siegerlandes um das Jahr 390 v. Chr. Diese hatten ebenso wie am Kärntner Erzberg, wo sie den im Altertum berühmten „norischen Stahl“ herstellten, so auch im Siegerlande, dem seither wichtigsten Gebiete für Eisenerzgewinnung und Stahlerzeugung, seit etwa zwei Jahrhunderten die manganreichen Eisenerze abgebaut, und die neuen Herren des Landes, die Chatten, setzten unter Beibehaltung der alteingesessenen keltischen Bergleute und Schmiede die Erschließung

der reichen Bodenschätze fort. Der deutsche Eisenerzbergbau im Siegerlande blickt nach Quiring auf eine ununterbrochene bergmännische Tradition von etwa 2400 Jahren zurück und darf damit als der älteste noch bestehende Bergbau Europas angesehen werden.

Mit der Eroberung dieses damals von Kelten besiedelten Gebietes durch die Germanen um das Jahr 390 v. Chr. beginnt die Geschichte des deutschen Bergbaus und Hüttenwesens. Schon die Kelten hatten dort die manganreichen Eisenerze abgebaut, und die neuen Herren des Landes setzten die Erschließung der reichen Bodenschätze fort. Erst vor nicht langer Zeit wurden wieder Spuren fränkischen Bergbaues in den Wäldern westlich von Siegen entdeckt: Überreste von einfachen Eisenverhüttungsanlagen, deren Alter sich an der Hand der Fundstücke auf die ersten christlichen Jahrhunderte bestimmen läßt. Man fand Bruchstücke einer Ofenummantelung, Herdformen usw. Das Ganze zeigt sich als ein etwa 1 ½ m im Grunddurchmesser aufweisendes, annähernd 2 m hohes kegelförmiges Gebilde aus Lehm, das in einem Gewölbe endet, in welchem in Form eines niederen Aufsatzes sich eine etwa 40 cm weite Öffnung befindet, die der Beschickung des Schmelzofens und zugleich auch dem Rauchabzug diente. Der Herd bestand aus einem ziemlich flachen Kegel, über dem sich sechs auf den Umfang verteilte und durch Holzstopfen zu schließende kreisrunde Öffnungen befanden, die für die Zugluft sorgten. Als Heizmaterial wurde Holzkohle und auch frisches Holz benutzt. Die Überreste lassen erkennen, daß eine zähe, teigartige und stark

Elektrische Wasser-
haltungsmaschine
der Siegerländer
Eisenerzgrube
„Vereinigung“
(Vereinigte Stahlwerke
Aktiengesellschaft).

Lichtbild: Erich Neßloff.



schlackenhaltige Masse gewonnen wurde, die, da sie nicht flüssig genug war, um aus dem Ofen herauslaufen zu können, nur durch teilweise Zerstörung der Ummantelung ans Tageslicht gebracht werden konnte. Der Schmelzprozeß war noch recht unvollkommen: die Untersuchung der Schlackenreste ergab stellenweise noch einen Eisengehalt bis zu 50 und 60 %. Die Fundstelle befindet sich an einem mit dichtem Tannenwald bestandenen Berghang und ist von außen nicht erkennbar.

Während der am Oberrhein auf deutschem Boden von den Römern betriebene Bergbau um diese Zeit zum Erliegen kam und auch rechts des Rheins wegen der starken Verschiebungen der Germanenstämme Bergbau und Metallgewinnung noch lange bedeutungslos blieben, blieb das Siegerland, das Kernland der Franken, von der Völkerwanderung unberührt und der Bergwerksbetrieb ohne Störung. Hier konnte sich daher die früheste bodenständige germanische Bergwerkstunst ungestört entwickeln, die dann weitere Jahrhunderte hindurch nicht nur in Deutschland selbst, sondern weit über die Grenzen hinaus, ja für die ganze damalige Kulturwelt maßgebend und führend wurde.

Nach Abschluß der Sachsenkriege Karls des Großen begann man auch im übrigen Frankenlande einen Teil der seit der Römerzeit stillgelegten Gruben wieder aufzumachen. So ist z. B. für 795 der Bergwerksbetrieb auf die Eisenerze von Erzbach im Odenwald urkundlich bezeugt. In der Evangelienharmonie des Mönches Otfried von Weisenburg finden sich in einem aus der Zeit 863—72 stammenden Loblied auf die Franken folgende Verse:

Zu Rußen gräbt man auch da
Erz und Kupfer.
Auch dazu merke dir
Eisenstein.
Und dazu füge
Silber genug.
Auch lesen sie dort im Lande
Gold in ihrem Sande.

Siegerländer Bergleute waren es vermutlich, die die Kupfererzlagertstätten am Rammelsberge im Harz unter dem letzten König aus fränkischem Stamme, Konrad I., auszuheuten begannen. Nach der Überlieferung soll auch der Bergbau auf dem Erzberge in Steiermark zuerst von Bergleuten aus dem Siegerlande in Angriff genommen worden sein. Und von deutschen Bergleuten aus Oberösterreich wurden im 13. Jahrhundert wiederum die reichen Erzlagertstätten des siebenbürgischen Erzgebirges erschlossen. Merowingische und karolingische Franken trugen den Bergbau auch nach Mitteldeutschland und darüber hinaus. In Bayern begann zu Amberg der älteste bekannte Bergbau (930). 970 ist der Silberbergbau am Rammelsberge im Harz bezeugt, 1170 beginnt der Freiburger, 1190 der Mansfelder, um 1200 der Oberharzer Bergbau.

Auch ins Ausland wanderten deutsche Bergleute schon sehr früh, brachten ihre heimischen Bergrechte mit und verbreiteten ihre Kenntnisse. „Der Ruf der Kunstfertigkeit der deutschen Knappen war im Mittelalter ein so großer“, sagt Otto Hue, „daß sich auch ausländische Regenten um die Anwerbung



Stahlunion-Bild

Blick vom Förderturm der kürzlich in Betrieb genommenen Eisenerzgrube „Petersbach“ (Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft) über die Sieghöhen und den Westerwald.

dieser Kulturpioniere bemühten. 1452 zog König Heinrich VI. Bergleute aus Sachsen, Böhmen, Österreich und Ungarn nach England, gewährte ihnen die herkömmlichen Bergfreiheiten nach deutschem Gewohnheitsrecht. 1413, 1455 und 1467 erließen französische Könige Patente, in denen Bergleuten aus Deutschland, dem heutigen Belgien (Lüttich) und Spanien ähnliche Vorrechte eingeräumt wurden. Die wandernden Bergleute nahmen also ihr Recht mit. Dadurch ist deutscher Bergwerksgebrauch auch außerhalb der deutschen Reichsgrenzen heimisch geworden.“ Schwedens Industrie und Bergbau wurde durch deutsche geschulte Arbeiter, „Kunstfnechte“, schon unter Gustav Wasa (1523–60), besonders aber unter Karl IX. neu belebt. Diese Deutschen wirkten dort als Bergmeister und in noch höheren leitenden Stellungen.

Besonders gut sind wir über die Tätigkeit deutscher Bergleute in England unterrichtet. Der Augsburger Kaufmann Joachim Höchstetter begann 1545 Beziehungen zu England zu pflegen und machte dem König Heinrich VIII. das Anerbieten, mit deutschen Kaufleuten und deutschen Bergknappen den unbedeutenden englischen Bergbau weiterzuentwickeln. Der König ernannte Höchstetter zum Oberaufseher und Meister aller Bergwerke in England und Irland und erteilte einer Gesellschaft, an deren Spitze Höchstetter stand, das Privileg, 43 Jahre lang in Schottland nach Gold und Silber zu graben. Wie weit dieser Plan gedieh, ist nicht bekannt. Aber 1564 trat die Augsburger Handelsgesellschaft von Anton Haug, Hans Langenauer und Mitverwandte in das englische Bergwerksunternehmen ein. Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurde die „Königliche Bergwerks-Gesellschaft“ 1565 endgültig konstituiert. Haugs Londoner Vertreter war Daniel Höchstetter, Sohn des Joachim. Der Vertrag ermächtigte diese Gesellschaft „alle Arten von Berg-

werken zu betreiben und Erze und Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber in den Grafschaften York, Lancaster, Cumberland, Westmoreland, Cornwall, Devon, Gloucester, Worcester und in Wales zu suchen, zu graben, zu probieren, zu rösten und zu schmelzen“. Viele deutsche Bergleute, vornehmlich aus Tirol, kamen so nach England, aber auch Zimmerleute und Schmiede. 1578 schied die Haug aus dem Unternehmen aus, doch wirkte Daniel Höchstetter trotz wachsender Schwierigkeiten, die ihm gemacht wurden, bis zu seinem Tode weiter (1581). Mit den englischen Bürgerkriegen war dann der Untergang der Gesellschaft besiegelt, ebenso wie die deutsche Harze, die seit 1266 unter anderem deutschen Stahl nach dem Jafelreiche importierte, mit immer größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, bis ihr Londoner „Stahlhof“ im Jahre 1597 zerstört und sie aus England vertrieben wurde.

Auf jeden Fall haben englischer Bergbau und englische Eisenindustrie deutschen Fachleuten sehr viel zu verdanken, ja, man darf wohl behaupten, daß ihr gewaltiger Aufschwung im 18. Jahrhundert ohne diesen Einfluß nicht denkbar ist. Denn der deutsche Bergbau und das deutsche Hüttenwesen waren im 16. Jahrhundert zu höchster Blüte gediehen und wurden maßgebend für die Bergbau- und Hüttentechnik der ganzen Welt. Das große Bergwerksbuch des Joachimsthaler Arztes Georg Agricola (1556), das für die beiden folgenden Jahrhunderte als Lehrbuch im wesentlichen bestimmend und unübertroffen blieb, ist ein Zeugnis dafür, zu welcher Höhe sich die deutsche bergmännische Praxis zur Zeit der Renaissance entwickelt hatte. Die zahlreichen vortrefflichen Holzschnitte dieses monumentalen Werkes vermitteln ein anschauliches Bild von der Vielfaltigkeit der Bewegungsmaschinen und „Kunstzeuge“, die damals im Bergwerksbetriebe in Verwendung standen.



Ein Ausschnitt aus dem mitteldeutschen Braunkohlenggebiet.

Lichtbild: Fotoaktuell.

Wir sind „erst“ 4000 Meter hoch, und die unter uns liegende Landschaft erscheint noch greifbar nahe: Aus der rechten Bildkante stößt eine Eisenbahnlinie vor, von der aus zahlreiche Abzweigungen zu den Braunkohlenlagern führen, deren größtes durch die Unterkante des Bildes angeschnitten wird und daher nur teilweise sichtbar ist. Die eigentlichen Braunkohlfelder erscheinen tiefschwarz, während die umliegenden Braunfelder wie schraffiert erscheinen. Links und rechts von der Bildmitte zwei Industriefiedlungen mit Gartenstadtcharakter.

Deutschland, aus Gaurisanfahöhe gesehen.

Bei der wissenschaftlichen Höhenfahrt des Ballons „Bartsch v. Sigsfeld“ gelang es dem mittelliegenden Photographen Willi Ruge, der mit Spezialapparaten ausgerüstet war, zum ersten Male Höhenaufnahmen nach dem neuen Infrarotverfahren herzustellen, die von solcher Klarheit und Schönheit sind, wie sie wohl bisher von keiner anderen Seite gemacht wurden.

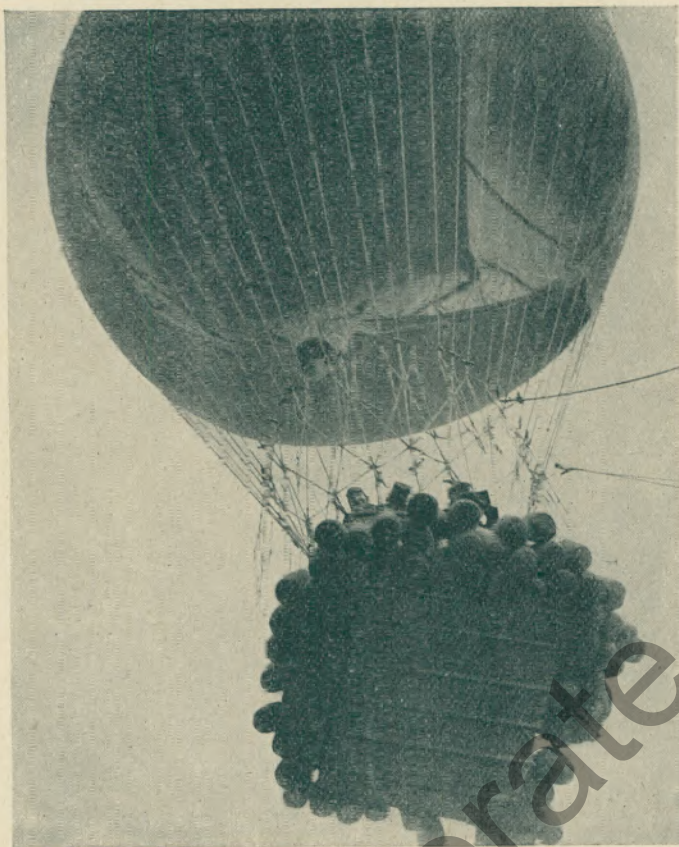
Ballon marsch! Nach monatelangem Warten ist endlich der Moment eingetreten, auf den man gewartet, gewartet und gewartet hat. Der Augenblick des Starts zu unserer seit langem geplanten großen Höhenfahrt ist da.

In stundenlanger Arbeit ist unser Ballon „Bartsch v. Sigsfeld“, der größte deutsche Freiballon, welcher ein Fassungsvermögen von fast 10000 Kubikmeter hat, mit 3000 Kubikmeter Wasserstoffgas gefüllt worden. Raum sind die Ballontäue freigegeben, als unser Ballon mit einer durchschnittlichen Steiggeschwindigkeit von über 4 Meter je Sekunde nach oben schießt und innerhalb von 25 Minuten seine Prallhöhe (das ist die Höhe, in der 3000 Kubikmeter Gasinhalt durch ihre Ausdehnung infolge des mit der Höhe abnehmenden Luftdrucks den vollen Raum von 10000 Kubikmeter Fassungsvermögen

ausfüllen) erreicht hat. Der Höhenmesser zeigt 6000 Meter Höhe.

Unser Führer Schüge ist von Anfang an bemüht, durch starke Ballastabgabe den Freiballon in Fahrt zu halten, um nach Möglichkeit bei dieser wissenschaftlichen Höhenfahrt den seit 30 Jahren bestehenden deutschen Höhenrekord zu brechen. Wir von der Besatzung haben uns vorher unsere Arbeit ganz genau überlegt und eingeteilt, denn Organisationsfragen lassen sich in 6000 Meter Höhe sehr schwer lösen. Um unsere Lungen nicht übermäßig anzustrengen, setzen wir bereits in 4000 Meter Höhe unsere Sauerstoffapparate in Tätigkeit, obwohl wir hier noch ganz gut ohne künstliche Hilfsmittel auskommen können. Jetzt soll meine photographische Tätigkeit einsetzen.

Beim Start schien der Himmel hell und blau, und mein Photographenherz freute sich. Hier in 6000 Meter Höhe



Wie eine Traube hängt der Ballonkorb mit seinen gefüllten Sandsäcken unter der nur halbgefüllten Ballonhülle.

Aufnahme kurz nach dem Start.

wird diese Freude allerdings reichlich gedämpft durch den Dunstschleier, der sich immer mehr und mehr über die Erde legt. Herr Schüze liest mir meine Enttäuschung vom Gesicht ab und meint: „Ja, lieber Ruge, was meinen Sie, wie viele Photographen schon mit großen Erwartungen in die Gondel gestiegen sind und wie wenige die Bilder herausgebracht haben, die ihnen vor dem Start vorschwebten.“ Darauf war ich durch meine vielen Höhenfahrten, die ich mit Flugzeugen unternommen hatte, immerhin vorbereitet. Ich hatte mich daher mit den neuen infraroten Platten ausgerüstet, meine Apparate durch die dazugehörigen Filter umgebaut, hatte allerdings noch keine praktische Erfahrung mit diesem neuen Verfahren gemacht. Ich muß ehrlich bekennen, daß der immer stärker werdende Dunstschleier meine Skepsis trotz dieser Ausrüstung nicht beseitigen konnte. Das Resultat aber war einfach überraschend, da das neue deutsche Infrarotverfahren sämtliche Schleier auch bei dieser Höhenfahrt bekämpft hat und die photographischen Platten mehr zeigen, als es das stärkste menschliche Auge hätte entdecken können.



„Jetzt soll meine photographische Tätigkeit einsetzen...“ Der umgehängte Sauerstoffapparat wird schon benutzt, die Augen sind gegen die ultravioletten Strahlen geschützt.

Neuer Ballast wird abgegeben. Der Ballon steigt auf 7000 Meter Höhe. Hier wird es schon fühlbar kalt, und die Finger werden klamm. Trotz der dicken Bekleidung beginnen wir ein wenig zu frösteln. Das Thermometer zeigt 24 Grad Kälte. Der Ballon führt eine ständige Kreisbewegung aus, so daß wir Insassen abwechselnd einmal in die Sonnen- und einmal in die Schattenseite kommen, was sich durch zunehmende Wärme und Kälte innerhalb weniger Sekunden fühlbar macht. Zu unseren Füßen sehen wir durch den Dunstschleier eine Stadt auftauchen. Sie wirkt wie ein großes Dorf. „Das ist Leipzig!“ — „Was, diese Handvoll Erde soll eine Großstadt sein?“ Aber in der Tat. Mit unseren Ferngläsern können wir das Völkerschlachtdenkmal und die neue runde Siedlung östlich der Stadt einwandfrei feststellen. In der Ferne glänzt eine silberne Schlange zu uns herauf, dünn wie ein Zwirnfaden: die Saale. Neuer Ballast wird abgeworfen. 8000 Meter Höhe. Jetzt müssen wir schon recht kräftig aus unseren Sauerstoffspulen nuckeln, und unsere Finger werden verdammt klamm. Wir merken plötzlich, daß uns jede Be-



Unter uns breitet sich der vielfarbige Teppich der deutschen Landschaft aus...
Infrarotaufnahme aus 6000 Meter Höhe.

Luftbild: Fotoaktuell.

Der Meteorologe
bei Strahlen-
messungen
in 9000 Meter
Höhe.



wegung und jede Handreichung körperliche Beschwerden verursacht. Jetzt heißt es, mit den Kräften sparsam umgehen. Unser erfahrener Ballonführer nimmt Sitzstellung ein, um sich vor Überanstrengung zu schützen.

Wir geraten langsam in einen undurchdringlichen milchigen Dunst, und als wir nach oben sehen, ist unser Ballon spurlos verschwunden. Für einen Augenblick haben wir das Gefühl, als ob unsere Gondel im luftleeren Raum schwebt: Wir durchstoßen die höchste Wolkendecke, und unser Riesenballon, der schon auf der Wolkendecke schwimmt, ist für Sekunden unserem Auge entschwunden. Aber bereits im nächsten Moment befindet sich auch unser Korb über den Zirruswolken, den höchsten der Atmosphäre, und nun genießen wir ein Panorama von unvergleichlicher und erhabener Schönheit. Tief unter uns segeln langgestreckte Stratuswolken, dazwischen wie Wattebäusche die dicken Formationen der Cumuli- und als feinste Daunenfedern darüber die Zirruswolken. Über uns wölbt sich die unendliche Weite der Stratosphäre, die mit der zunehmenden Höhe vom zartesten Pastellblau ins Blauschwarz übergeht. Plötzlich schneit es. „Nanu, Schnee aus wolkenlosem Himmel?“ Ich sehe nach oben, sehe Rauch aus dem Füllansatz herauskommen und bin ehrlich genug, zu gestehen, daß für einen kurzen Moment mich ein kleiner Schreck durchfährt. Ich mache den Führer darauf aufmerksam, aber er klärt mich auf, daß die sich ausdehnenden Gase aus dem Füllansatz entweichen, bei einer Lufttemperatur von 47 Grad Kälte gefrieren und als Rauchwolken wie Schnee herunterfallen*.

Nach reichlichem Ballastabwurf klettert unser Ballon auf 9000 Meter Höhe. Nun ist die Erde vollends unseren Blicken entschwunden, denn dicke Dunstschleier umhüllen sie. Jetzt haben wir das reistlose Gefühl, völlig losgelöst von jeglicher Erdschwere zu sein. Die geringste Handbewegung bereitet uns nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten; Ballastsäcke, die 25 Kilo wiegen und normalerweise mit Leichtigkeit entleert werden können, sind unmöglich über die Gondelwand zu heben. Aus diesem Grunde ist bereits beim Start ein Teil der Säcke

* Anm. der Schriftleitung: Ein Trugschluß des Führers. Nicht das Wasserstoffgas gefriert, sondern das ausströmende Gas kühlt die den Füllansatz umgebende Luft in der Atmosphäre noch weiter ab und bewirkt hierdurch Kondensation und gleichzeitige Vereisung der in der Atmosphäre noch vorhandenen geringen Wasserdampfbestandteile.

in die Gondel verstaут worden, um von hier aus durch möglichst wenige Handbewegungen durch ein in der Gondel befindliches Loch entleert zu werden.

Unsere Höhenfahrt in offener Gondel ist in keiner Weise mit einer Piccardschen Höhenfahrt zu vergleichen, die in geschlossener Gondel durchgeführt wurde, also in einer Gondel, die mit Luft künstlich gefüllt war, um den in solchen Höhen außerordentlichen Blutdruck des menschlichen Körpers, dem in dieser Höhe kein atmosphärischer Gegendruck entgegensteht, auszugleichen. Wir haben das Gefühl, als ob unsere Adern jeden Augenblick zu platzen drohen. Ein zunehmender starker Druck im Kopf macht sich bemerkbar, unser Gehör läßt fühlbar nach, und wir merken an unseren Mundbewegungen, daß wir uns bereits in einem Ton unterhalten, der auf festem Boden als reichlich unhöflich bezeichnet werden würde. Die Gesichter meiner Mitfahrer nehmen eine bedrohlich grünliche Färbung an. Ich selbst kann zum Glück nicht feststellen, daß mein schönes Antlitz dieselbe Farbe zeigt. Wir müssen ausgefahren haben wie Leute, die zum ersten Male, aber dafür um so heftiger, von einer Seekrankheit befallen sind. Der Assistent des Höhenwissenschaftlichen Instituts Potsdam, Kandidat Victor Masuch, hantiert aber an seinen wissenschaftlichen Instrumenten weiter, denn diese Fahrt ist in erster Linie zu wissenschaftlichen Zwecken, insbesondere zu Messungen von Höhenstrahlen, unternommen worden. Er macht uns durch einige Zeichen darauf aufmerksam, daß einer der Barographen, der auf eine Maximalhöhe von 12000 Meter geeicht war, bereits seinen höchsten Stand erreicht hat. Praktisch bedeutet das aber nicht, daß wir uns schon tatsächlich in dieser Höhe befinden, da erst die wissenschaftlichen Ausrechnungen unter Berücksichtigung der Eiskurve, des Luftdruckes und der Temperatur die effektive Höhe ergeben.

Jetzt haben wir den höchsten Punkt unserer Fahrt erreicht. Eine bleierne Müdigkeit beschleicht uns. Ab und zu fällt uns der Kopf zur Seite, und man glaubt, jahrelang geträumt zu haben. Wir versuchen, diese Müdigkeit durch kräftigeres Einatmen des Sauerstoffes zu bekämpfen. Aber trotzdem will die Müdigkeit nicht weichen. Da unser Atem immer kürzer und kürzer wird, entschließt sich unser Führer, der die Gefahren eines solchen Höhenfluges besser kennt als wir, die Höhenfahrt



Wir haben in 9000 Meter Höhe die höchste Grenze der Wolkenbildung erreicht . . .

Unsere Infrarotplatte durchbricht den Dunstschleier und erfasst einen Ausschnitt von annähernd 10 000 Quadratkilometer. Der letzte Wolkenstreifen am oberen Bildrand liegt in ungefähre Entfernung von 150 Kilometer. Die große über der Landschaft lagernde Stratokumuluswolke erreicht eine Höhe von 2000 Meter. Diese Wolke ist entstanden durch die Kondensation der von einem Braunkohlenelektrizitätswerk (an der linken Unterkante der Wolke) aufsteigenden Wasserdämpfe. Der in Windungen von der hinteren Bildkante nach der Wolke verlaufende schwarze Streifen ist die Saale.

abzubrechen und durch Ventilziehen tiefere Luftschichten aufzusuchen. Schweren Herzens muß ich mich, der ich als Reporter ein wenig rekordfüchtig bin, dem Beschluß des Führers fügen. Mit 40 Sack Ballast an Bord hätten wir noch wesentlich größere Höhen erreichen können.

Wir fallen mit ziemlicher Geschwindigkeit, was wir an den nach oben schwebenden Seilen, die aus dem Korb heraushängen, feststellen. Die Wolkenbänke kommen uns mit beängstigender Geschwindigkeit entgegen, und bald sehen wir auch den herrlichen, vielfarbigen Teppich der deutschen Landschaft wieder unter uns liegen. Jetzt heißt es, den Fall zu stoppen, reichlich Ballast geht über Bord, so daß wir wieder in die Schwimmelage zurückkehren. Der Ballast, mit geringerer Fallgeschwindigkeit als der Ballon fallend, scheint von einem unsichtbaren Magneten nach oben gezogen zu werden, um kurz darauf, nachdem sich unsere Sinkgeschwindigkeit verlangsamt hat, als Sandregen auf uns herabzufließen. Wir kommen uns wie in einen afrikanischen Monsun hineingezerrt vor.

Wo wir uns im jetzigen Moment befinden, wissen wir nicht, da in der großen Höhe eine Orientierungsmöglichkeit nicht mehr gegeben war. Dicht unter uns sehen wir einen See — ein versoffener Tagebau eines Braunkohlenbergwerkes. Da wir keine Neigung haben, nach unserer Luftfahrt auch noch ein Seebad zu nehmen, werden schnell noch einige Säcke Ballast abgegeben. Friedlich schweben wir einem kleinen, schmuckten Dörfchen entgegen, dessen freies Wiesengebiet als Landeplatz geeignet scheint. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit setzt unser Führer den Ballonkorb ganz sanft auf, so daß wir von der üblichen Landetechnik, sich an den Haltestricken ein wenig hochzuziehen, um



Mit bewundernswerter Geschicklichkeit setzt unser Führer den Ballonkorb ganz sanft auf . . .

mütern zeigen wollte, die im Laufe der nächsten Stunde zu Fuß und per Rad zur Landestelle angetrudelt kamen. Unsere Landung erfolgte um 8.05 Uhr. Aber während der kurzen Zeit von drei Stunden haben wir die Welt gesehen, wie sie bisher nur ganz wenige Menschen sehen durften.



Eine unprogrammierte, aber mit um so größerem Jubel begrüßte Unterrichtsstunde am Ballonkorb über Luftballone im allgemeinen und Höhenfahrten im besonderen.

den Anprall zu mildern, keinen Gebrauch machen müssen. Inzwischen ist unser Rieseballon schon vor der Landung von den Dorfbewohnern gesichtet worden. Gerade hatte die erste Schulstunde der Dorfschule begonnen. Aber kaum hat die Jugend unseren Ballon durch das Schulfenster entdeckt, als es schon kein Halten und keine Autorität mehr gibt. Der Dorflehrer erzählt uns, daß seine Jungens wie wild während des Unterrichtes aus dem Klassenzimmer rannten, hinauf auf die Wiese, wo unser Ballon gerade zur Landung ansetzt. Uns sind diese flugbegeisterten Jungens sehr willkommen, denn sie bewähren sich vorzüglich als Haltemannschaften und sind von ihrem neuen Beruf restlos begeistert, so daß der Herr Lehrer an diesem Tage schulfrei geben muß. Ein Entleeren und Verpacken des Ballons scheitert an dem freundlichen Protest der Dorfbewohner, die dieses seltene Schauspiel auch ihren Verwandten, Tanten und Groß-

Dem unvergeßlichen Erlebnis dieser Reise schloß sich wenige Stunden danach ein zweites Erlebnis an — diesmal in der Dunkelkammer, denn hier zeigten sich meinem Auge beim Entwickeln der Platten landschaftliche Schönheiten in einer Plastik und Klarheit, wie sie das Auge der Besatzung selbst nicht wahrnehmen konnte. Das infrarote Auge der Kamera hatte auf dieser Fahrt das menschliche Auge übertrumpft.



Lichtbild: Hallensleben

Die Birke.

Eine Erzählung von Ernst Wiechert.

In diesem Vorfrühling habe ich mein Vaterhaus wieder gesehen, nach fünfundsiebenzig Jahren. So lange Zeit hatte ich mich gefürchtet, mein Leben an seinen Anfang zurückzutragen und den kleinen Kreis des Ursprungs noch einmal auszusprechen. Aber nun wollte ich weit fort von meiner Heimat, bis in das Alpenvorland, und das Tor zumachen hinter einem lauten Weg. Aber da wollte ich sie noch einmal sehen, die Stille meines Anfangs, um das Bild mit hinüberzunehmen und es aufzustellen über einem fremden Herd.

Aber nun war es vielleicht doch nicht gut. Ich kam aus einer großen Stadt, aus vielen Städten. Ich hatte vorgelesen, es waren viele Menschen um mich gewesen. Lob, Tadel, Fragen, Schicksale. Und nun hatte ich eine Nacht in der Heimat geschlafen, in einem kleinen Haus am Crutinnfluß. Auf dem kleinen Friedhof hinter dem Gartenzaun schliefen meine Großeltern, und vor mir lag die weite Krümmung des Flusses, und hinter ihr lagen die weiten Wälder. Und alles war grau und winterlich und still, so totenstill. Und ich sah nun, daß es ein Geseß war, nach dem ich angetreten und weitergegangen war, und es schauerte mich ein wenig vor der Größe und der Schwermut dieses Geseßes. Ich glaubte

mich entbunden zu haben von ihm, in den Städten, in der Arbeit, in der warmen Menschlichkeit eines tätigen Lebens. Aber nun, beim ersten Anblick, stand es wieder auf und sah mich an und nahm mich in das Seinige.

Am nächsten Morgen machte ich meinen Wagen fertig und fuhr in die Wälder. Nebel hing um die hohen Tannen. Kein Vogel sang, keine Blume blühte. An der Morawa hielt ich an. Eine Lichtung, wo der Fluß aus den Seen tritt. Hier war zu meiner Kinderzeit am Weihnachtsabend ein Forstausseher eingebracht und ertrunken. Hier hatten die Boote gelegen mit denen wir in der Sommernacht flussabwärts gefahren waren. Hier hatte der Pavillon gestanden, auf dessen Bretterboden unsere Eltern getanzt hatten. Ein paar morsche Balken modernten unter dem braunen Moos, grau und blind schob das Eis sich zwischen die Wälder. Die ersten Toten standen auf und sahen mich an. Ich floh sie nicht, aber mein Herz war schwer, als ich bedachte, was in vierzig Jahren sich löst und bindet.

Ich fand die Stelle, an der ich meinen ersten Adler geschossen hatte. Der Hochwald war fort, fremde Schonungen sahen mich an. Ich wußte nicht, wer sie gepflanzt hatte. Die Sonne kam über die Wipfel und beleuchtete ein fremdes

Land. Was unwandelbar erschienen war, hatte sich gewandelt. Das Paradies, hatte ich geglaubt, könne sich nicht wandeln. An derselben Stelle müßten die Rehe stehen, unter demselben Baum müßte Gottvater ruhen. Hatte ich bedacht, daß ich selbst als ein anderer wiederkam?

Je näher ich meinem Vaterhause kam, desto fremder wurde die Welt. Hier trug ich jeden Busch in meiner Seele, hier konnte ich die Augen schließen und sagen: „So muß es hier sein.“ Aber es war nicht so. Alles Kleine der Kinderzeit war groß, erschreckend groß geworden, alles Große war fort. Auch hier war Geburt und Tod gewesen, aber ich hatte weder an den Wiegen noch an den Särgen gestanden. Ich stieg aus dem Wagen, um die Erde an meinen Sohlen zu spüren, ich blieb zwischen den Kiefern stehen und lauschte. Ich wußte, wie es gerauscht hatte zu meiner Kinderzeit, in den unvergeßlich großen Bögen der stillen Melodie, hinunter bis in die letzten Wurzeln meines jungen Lebensbaumes. Es rauschte auch jetzt, von Wipfel zu Wipfel, groß, gelassen und fern, aber es streifte mich wie ein fremder Mantel. Es hob sich auf wie von einem Irrtum und ging davon. Es ließ mich außer sich. Es war, als hätte es mich enterbt.

Und dann sah ich das Haus. Das erste war die Tannenhecke am Weg mit den Ahornbäumen. Ich sah sie, aber sie war nicht da. Mein Vater hatte sie gepflanzt, und man hatte sie aus seinem Leben geschnitten, als sei er schon tot. Dort hatten die Hasen zur Winterszeit gelegen, und immer war ein leises Rauschen in dem Dunkel der Zweige gewesen, und die ersten Gestalten einer kindlichen Dichtung hatten dort gewohnt, im grünen Dämmerlicht, das immer über dem schmalen Wege stand.

Und da wußte ich, daß auch das andere so sein würde, alles andere. Es war eine freundliche Frau, die mich empfing, aber in ihrer Freundlichkeit lag die Sicherheit des Besizes und die gütige Nachsicht für die Seltsamkeit eines Sonderlings. Die Oberstube? Nein, die Oberstube sei leider nicht mehr da. Es sei angebaut worden, und da habe sie leider verschwinden müssen. Aber ich könne ruhig hinaufgehen. Nein, das wollte ich nun nicht mehr. Auch in einem Totenhaus geht man nicht umher, um Hausrat und Aussicht anzusehen. Und dieses war doch ein Totenhaus. Meine Kindheit lag dort aufgebahrt, ohne Anspruch und Feierlichkeit, und man hatte vergessen, ihr die Augen zuzudrücken, so daß sie mich ansah, wohin ich auch immer ging. Ich ging sehr leise, wie es sich gehörte, sehr schau, und so schnell, wie es erlaubt ist in einem Totenhaus.

Ich ging auch in den Garten, wo die hohen Tannen gerauscht hatten und wo ich mit meinem Kranich geschlafen hatte, sein Herz an meinem Herzen. Die Tannen waren nicht mehr da. Sie seien krank gewesen, hatte die Frau gesagt, und sie hätten auch zuviel Schatten geworfen. Auch die Kirschbäume waren fort und der alte Apfelbaum mit grünem Moos auf seinem gekrümmten Stamm. Nur die Esche am Siebel stand da, die mein Vater gepflanzt hatte, und ihr grauer Gipfel reichte hoch über das Dach.

Eine Weile stand ich da in meiner bitteren Verlorenheit und starrte hinaus, nach dem Kreis der Wälder, der dies alles umschloß. Wie aus einer Schale tropften die Jahre des Gewesenen in mich hinein, alle Bitterkeit und alle Süße eines Kinderlebens, und plötzlich war mir, als sei mein Haar grau, als rühre die Hand der Geschlechter mich an, mit einer leisen Mahnung, daß das Unsterbliche in der Kette liege und nicht in ihren Gliedern.

Da wendete ich den Wagen auf dem schmalen Hofe und fuhr davon. Und noch als er aus dem grauen Tor rollte, fiel mir ein, daß ich nun in einem schwarzen, glänzenden Wagen den Weg heraufgekommen sei, den ich so oft barfuß als Kind heruntergelaufen war, um die Rüge zu hüten oder den Frühstückskorb auf das Feld zu tragen. Es hätte ein Trost und vielleicht sogar ein Stolz in diesen Gedanken liegen können, aber ich war weit von allem Stolz entfernt. Sehr demütig fuhr ich nun aus meinem Kinderland. „Fremd ist dir alles ge-

worden“, dachte ich, „aber vielleicht ist dies alles hier geblieben wie am ersten Tag, und nur du selbst bist als ein Fremder eingekehrt in ein stilles, wartendes Haus. In einem großen Wagen bist du angekommen, so wie es in den Märchen steht, aber alle diese Dinge deiner Kindheit wollten das nicht. Sie wollten, daß du die Schwelle auszogest an der Schwelle eines heiligen Landes und wiederkehrtest, wie du einst gegangen warst: barfuß, demütig und arm. Dann wären die gefälltten Bäume auferstanden und hätten dir zugerauscht, die zerbrochenen Mauern hätten sich aufgerichtet, die verwelkten Blumen hätten geblüht . . . kein Fremdling wärest du gewesen in deinem Vaterhaus . . .“

Und ich sah mich um in der schweigenden Runde, ob nicht ein Trost geblieben sei, an dem ich mich aufrichten könnte in meiner Verlassenheit. Denn ich war ja nicht treulos gewesen, ich hatte ja nur in einem Berge geschlafen; und als ich nun wiedergekommen war, kannte mich niemand mehr. Und da, in diesem Augenblick, sah ich sie. Auf einem Heidekrauthügel, unweit des Weges. Weiß und schmal stieg ihr Stamm in die Höhe, und ein rötliches Licht hing über der schlanken Krone. Fremd und süß war ihre Zierlichkeit in dem schweren Ernst der Kiefernwälder, und etwas von der frohen Schwerkraft eines Wanderers war in ihrer Gestalt, der stillesteht und sich umblickt, bevor er den Fuß weitersetzt auf seine einsame Straße. Ich legte die Hände um ihren kühlen Schaft und sah zu ihr empor. Es war mein Eigentum, meines allein, denn ich hatte sie gepflanzt am Tage vor Pfingsten, als ich sechs Jahre gewesen war. Niemand war bei mir gewesen als Tante Veronika, die immer da war, wenn ein Wunder geschah, die Stimmen hörte und Gespenster sah, deren Hand den Himmel öffnen konnte und deren leise Stimme bis zu den Toten drang. „Eine Birke mußt du pflanzen“, hatte sie gesagt, „damit der Heilige Geist sich ausgießen kann über sie in der Pfingstnacht . . .“ Ich wußte nicht, was der Heilige Geist war, aber als ich die dünne Wurzel in die feuchte Erde senkte und die Kühle des Frühlingsbodens meine Hände berührte, floß etwas hinein in meine verzauberte Seele, was nicht unähnlich dem sein mochte, was Tante Veronika mit den Worten des Neuen Testaments nannte.

„Wenn du groß bist“, sagte sie und sah mit ihren blauen Augen über die Wälder hin, „und du hast Angst in der Welt, dann mußt du unter diese Birke treten und die Augen aufheben zu den Zweigen, von denen dir Hilfe kommt. Und Friede wird in deiner armen Seele sein . . .“

Und da stand ich nun unter meinem Kinderbaum, der so groß geworden war, daß er auf mich herabbllickte, und hatte die Hände um seine Rinde gelegt und sah die vierzig Jahre in den rötlichen Zweigen und in der Haut meiner Hände, und hörte die Stimme, die lange versunken war, und ging die langen Wege noch einmal, die ich gegangen war, und wußte nun, daß alles gut so gewesen war. Daß ein Mensch nicht fremd sein kann auf seinen Wegen, weil die Spur seiner Gleise hinter ihm herläuft, rückwärts bis zu dem Beginn seiner Kinderträume. Daß das Sichtbare sich wandelt, aber nie das Unsichtbare, und daß das Kind uns niemals verstößt, aus dem wir aufgewachsen sind zur gegenwärtigen Form.

Und ich hob meine Augen auf zu den Zweigen, von denen mir Hilfe kommen sollte, und kehrte um und fuhr aus den Wäldern heraus, die mich geboren hatten. Ich wußte, daß ich Tage und Nächte zu fahren haben würde, bis ich in meine neue Heimat käme. Daß Jahre vergehen würden, bis ich sie wiedersähe, daß Menschen und Bäume sterben würden, ehe ich wiederkäme. Aber es bedrückte mich nun nicht mehr. Ich hatte keinen Zweig gebrochen aus ihrer jungen Krone. Ich nahm nichts mit mir als den Staub des Weges, der hinter mir aufstand. Aber in diesem Staub war ein Glanz, wie der Glanz einer Morgenröte, und ich hob meine Augen auf zu den kommenden Dingen, die mich erwarteten.

Erntezeit.

Lichtbild:

Grich

Neßlaff.

Vom deutschen Dorf und von der Kraft der deutschen Landschaft.

Von Friedrich Griesse.

I.

Wer heute, in diesem Herbst unseres Jahres 1933, vom deutschen Dorf reden soll — in der letzten und abschließenden Bedeutung: von der Kraft der Landschaft —, der muß es als seine Aufgabe ansehen, vom Zuständlichen zu sprechen, vom Wirklichen und Tatsächlichen. Denn die so oft genannte Scholle ist nicht etwas, was man entdecken kann, nachdem man von ihrem Dasein gehört hat; sie hat ihre eigenen Befesse, und ihren Geruch spürt nur der, der eines Tages aufwacht und merkt, daß er sieben Jahre in ihr gelegen hat.

Man hat uns auch früher niemals verbergen können, daß das deutsche Dorf wirklich vorhanden war, aber es wurde zum Winkel gemacht, es war eine Angelegenheit der geistig Genügsamen, und es waren immer nur wenige, die hinter den oft kleinen und geringen Merkmalen das ewige Zeichen, hinter den vielerlei wechselnden Bildern das Urbild sahen. So wurde das deutsche Dorf in seinem wesentlichen Gehalt ein Gegenstand der Volkswirtschaft. Es beherbergte soundso viel Menschen nebst den dazugehörigen Tieren. Die Scholle erzeugte unter bestimmten künstlichen Beihilfen ihre bestimmte Menge Nahrungsmittel. Nach allerlei Berechnungen, die jedem geläufig waren, ging der Bestand der Dörfer immer mehr zurück. An dem Satz, daß zwei Drittel der Bevölkerung einmal dem deutschen Boden verheimatet gewesen waren,

änderte die Zeit unaufhörlich — eine Entwicklung, die nicht aufzuhalten war. Die Sprache, die in den Dörfern gesprochen wurde, war dem deutschen Volke dort, wo es in geistigen Dingen groß und herrlich zuging, bestenfalls eine Angelegenheit herzlichen Mitleidens. Wenige erkannten und sprachen es aus, daß die Sprache der Dörfer nichts anderes als die Sprache der Landschaft war, der unverkennbare und urtümlichste Beweis für ihre unzerstörbare Lebenskraft.

Es entstand sogar eine Betrachtung, die immer wieder geläufig zu machen versuchte, daß in der deutschen Welt das eine durch einen scharfen Schnitt vom andern getrennt sei. Es gab da eine Art Limes, einen tiefen Grenzgraben. Von der einen Seite aus ging es in die weite Welt hinein. Nach der andern Seite hin lag das deutsche Dorf, abgeschlossen, einsam, in sich selbst verkrochen. Es schien eine ziemlich form- und gestaltlose Masse, ungeordnet, ungelockert und also unübersichtlich, und die Scholle war eine von allerlei Dunkelheit umwitterte Bahn quer durch das Ebene hindurch. Das Dorf war das schlechtthin platte Land, seiner ganzen Art nach von der andern Welt so weit entfernt wie der Himmel, unter dem es seinen Platz gefunden hatte.

Es war etwas sehr Merkwürdiges um diesen Grenzwall. In Wirklichkeit verlief er nämlich am Rande der deutschen Welt, er trennte tatsächlich nichts, er war eine Erfindung der künstlich geschaffenen andern Seite, für manchen eine sehr brauch-

bare und einträgliche Erfindung. Dem Sprecher des platten deutschen Landes aber, dem Bewohner einer schweigsamen, verschlossenen oder gar völlig verstockten und mürrischen, zum Sterben bestimmten hilflosen Welt erschien diese Erfindung gefährlich und trostlos zugleich. Denn — und das war das zweite Merkwürdige daran — selbst auf der eigenen Seite traf er immer wieder auf diese Erfindung. Seine eigenen Landsleute schlepten diesen Wall hinter sich her, und wo sie sich niederließen, hielten sie den Grenzgraben offen.

Nun, wir haben um alle diese Dinge viel innere und zuweilen auch äußere Not aushalten müssen, aber wir haben doch immer wieder versucht, ihnen in das Gesicht zu sehen, ihnen standzuhalten und bis zur Morgenröte an der einsamen Furt auszuharren. Wir haben es nicht nur mit ihnen, wir haben es auch mit dem Dorf selber, mit der deutschen Landschaft genugsam zu tun gehabt. Was sich hinter dem Wort von der form- und gestaltlosen Masse verbarg, hinter dieser unter oft schwerem, trübem Himmel daliegenden düsteren, mürrischen und verstockten Welt, wußten wir selbst am besten. Es ging genug Sorge und vielfältige Angst aus ihnen hervor. Aber immer wieder war einmal ein Abend da, der schwer von Tagfrucht zur Ruhe ging. Immer wieder kam der Morgen, der die Scholle, diese düstere Bahn quer durch das Tal hindurch, fröhlich lockerte und aufschloß. Der Vorfrühling war da, der die Äcker frei machte und den Bach rauschen ließ. Über den Frühling hinüber glitt das Jahr in den Sommer hinein, nicht unmerklich, beide hatten ihr eigenes Geseß, und von einem Ende zum andern war die Welt ein einziges Ährenfeld. Im Herbst sammelten sich die Vögel, und Abend für Abend orgelte die Graugans unter dem sich immer mehr abdunkelnden Himmel. Der Winter brachte den Frost, der sich in den Boden hineinschlug, aber unter der Schneedecke barg sich der Keim, er hatte die Wärme und Ruhe, die er brauchte, um im nächsten Frühling wieder sein Leben zu bekommen. Und immer wieder wurde die sichere Gewißheit geschaffen: Hinter diesen Dingen und ihrer vielartigen Erscheinung, hinter dieser trüben, armen und hilflosen Welt, die nicht reden, die sich immer nur offenbaren konnte, barg sich das unverwischbare und unverkennbare ewige Bild deutschen Lebens: das Gewordene, das Werden und Wachsende. Das, und nur das allein, war der Sinn des Dorfes, war Sinn und Bedeutung der deutschen Landschaft.

Heute achtet man außerhalb unseres Landes sehr auf Deutschland, auf den deutschen Menschen, im Grunde auf das, was wir „die deutsche Landschaft“ nennen. Man ist überrascht von dem, was man als einen ihrer plötzlichen Ausbrüche dort, wo sie am dunkelsten ist, kennzeichnet, stellt aber zugleich fest, daß man es wohl nicht anders erwarten dürfe, und macht sich das Wort jenes Franzosen zu eigen, der vor mehr als hundert Jahren Deutschland bereiste, es dunkel und ohne Anmut fand und den Deutschen einen schwerfälligen Menschen nannte, der nur durch heftige und immer erneuerte Stöße in Bewegung zu halten sei. Die deutsche Landschaft ist ihnen eine dumpfe Höhle, sogleich nach der Eiszeit geschichtet, heimtückischen Zufällen preisgegeben und in einer sehr bösen Art rätselhaft in ihrer Dumpfheit.

Mit all diesen Dingen können wir, die wir uns in fast zweitausend Jahren selber ein wenig kennengelernt haben, von der deutschen Landschaft her nicht allzuviel anfangen. Sie können uns höchstens dazu dienen, diese nach der andern Seite hin zu umreißen, uns wohl Hintergrund, Lebenskreis anzugeben, aber doch nur in dem Sinn, daß wir erkennen, wie man unser Wellental kennzeichnen könnte in dem Augenblick, da wir im Begriff sind, uns auf den Wellenberg hinauftragen zu lassen.

Niemals gelingt es uns freilich dabei, die gegenwärtigen Dinge nur als solche zu betrachten. Immer erkennen wir, daß unsere Gegenwart nicht ohne die Vergangenheit auszu-
deuten ist. Jene Zeit ist tot, weil die Toten sind, die sie aus sich heraus schaffen konnten, und wenn wir sie in unsere Zeit über-

nehmen wollten, würden wir über ziellose und von vornherein zur Fruchtlosigkeit verurteilte Gefühlsvorstellungen nicht hinauskommen. Aber niemals tot darf für uns die Inbrunst jener Zeit sein, die der Anfang unseres Mühens um die Erhaltung, um die Ordnung und Formung der deutschen Welt war, und deren sinnfälligste Kundmachung und Ausdeutung jener alte Bericht ist, der von der Weltesche, dem Weltmutterbaum spricht, unter dem die Mütter sitzen — was geschah, was geschieht, was geschehen wird —, die die Wurzeln des Baumes begießen.

II.

Von hier aus erinnern wir uns daran, daß das deutsche Dorf aus der Familie heraus entstanden ist. Was später auch hier und da geschehen sein mag, es kann doch nichts daran ändern, daß dieses deutsche Dorf mit der ersten Entwicklung unseres Volkes unlöslich und gliedhaft verbunden, daß es eine arteigene Schöpfung ist. Die Menschen von damals lebten ihr schweres, gefährliches, von mächtigen Feinden und übermächtigen Schicksalsgewalten bedrohtes Leben. Sie lebten es in einem wilden Lande zwischen Moor und Sumpf und unergründlichem Wald, aber da heraus schlugen sie sich ein Stück Erde, einen Bootsplatz, einen Ackerplan, ein Stück Weideland.

Es war ihnen hausen, stedt, stetten: ein Ort, an dem man sich aufhält.

Er war hagen: das Gehegte.

Es war ihnen wörde, wörden, wurt oder wört: ein Stück Erde, das man aus dem größeren Stück herausgelöst hat.

Und noch deutlicher war es ihnen leiba: das Überkommene, das Nachgelassene, das Erbe.

Diesen Ort gründeten sie sich, inmitten von reisenden Strömen, geplagt von Herbststürmen und Winterfalte, sie gründeten und hielten ihn, indem der Stamm, die Sippe, die Verwandtschaft zusammenblieb.

Es ist nicht möglich, diese Art der Entstehung heute von dem deutschen Dorf fortzudenken. Denn immer ist dort noch ganz deutlich und unverkennbar das ausgeprägt, was wir Elsernehrung nennen. Dabei ist nun eins zu bedenken. In allen deutschen Dörfern lernen heute noch die Kinder das Gebot, das die Vater- und Mutterehre befehlt. „Auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“ So lernen sie es, aber sie verstehen und halten es anders. Denn diese Art der Ehrung und ihre eigensüchtige Begründung ist nicht deutsche Art, wie auf mannigfache Weise bewiesen werden könnte. Elsernehrung ist Ahnenernehrung. Wir wissen, wie stark gerade dieser Zug in der Gegenwart wieder in den deutschen Dörfern auslebt. Denn in diesen Tagen meldeten die Blätter, daß die pommerschen Bauern mehr als früher Elsern- und Stammeskunde treiben wollen, und dankenswerterweise sollen ihnen solche Personen beistehen und, wenn nötig, beigegeben werden, die dem einzelnen bei weiterem Verfolg behilflich sein können.

Die Bedeutung dieser Meldung kann gar nicht schwer genug angeschlagen werden. Da wohnen sie auf ihren Dörfern, auch heute noch umgeben von vielfältiger Not, zu einem großen Teil auf Höfen, die sie gerade noch durch den täglichen Tag hindurchbringen. Sie plagen sich redlich ab, und wenn sie vor einigen Jahren hinter ihrer Not- und Troßfahne hergingen, dann taten sie es stumm. Sie wissen nicht, ob ihr Hof den Kindern leiba, ein Erbe, sein wird, aber sie wollen wissen, wie die Familie wurde, wie und mit welchen anderen Familien sie verwuchs. Es geht ihnen nicht gut, und keinesfalls wird es ihnen besser gehen, wenn sie Namen und Art des Altvaters, Mädchennamen und Herkunft der Altermutter kennen; trotzdem wollen sie, die pommerschen Bauern, die Alten ehren, indem sie ihren Namen, ihr Wesen wieder lebendig machen.

Das ist keine tote Wissenschaft für die Leute von den Dörfern; denn sie wollen die Ahnen nur ehren, wie sie die alten Eltern bei ihren Lebzeiten ehren. Diese Ehrung drückt

Herbstzeit.

Lichtbild:
Erich Reßlaff.



sich auf die ihnen gemäße Weise aus, und keineswegs geht es dabei hoch und festlich her. Aber wenn die Eltern ihren Hof zum Erbe machen, dann bleiben sie doch noch darin. Sie gehen auf das Altenteil, das heißt: Sie bekommen auf dem Hof wohl ihre besondere Wohnung, aber — sie nehmen ihre Erde mit. Ihnen gehört noch ein Acker, eine Wiese, sie haben eine Kuh, vier Schafe, sie haben ein Stück Weideland. Ein Stück, das zu dem größeren Stück gehört, wenn es auch aus ihm vorübergehend herausgelöst ist. Es gehört ihnen auch dann, wenn Kuh und Schaf auf der gemeinsamen Weide grasen. Sie sind nicht die, die nun ernährt werden. Sie ernähren sich selbst, und wenn der alte Vater im Vorfrühling über die Felder geht, dann trifft sein Fuß noch immer eigenes Land.

In diesem Zusammenhang muß die Frage der Mutterehrung noch besonders genannt werden. Der Vorgang, von dem aus hier der Sinn dargelegt werden möchte, ist heute nur noch selten in den alten Dörfern, in anderer Form jedoch könnte man immer wieder einmal seine Rundmachung nachweisen.

Zwischen den Feldern verläuft ein Weg. Es ist ein Feldweg, und das heißt, daß er nicht von jedermann begangen werden darf. An seinem Ende führt er auf einen der Saatäcker. Es ist Vorfrühling, noch ziemlich kalt, der Boden ist überall weich und in den Niederungen hier und da sumpftartig von dem Schneewasser der letzten Wochen.

In diesem Weg bewegt sich eine alte Mutter vorwärts, so muß man es nennen. Denn ein Gehen ist es fast nicht mehr, sie kommt gerade noch weiter. Sie sieht sich dabei nicht um. Alt und krumm, achtet sie nur auf den Weg.

An seinem Ende biegt sie ab und auf das Feld hinauf. Es ist junger Saatacker, und da sie weiß, wohin sie gehört, wird der Acker das Eigentum der Kinder sein. An ihren Füßen trägt sie Holzschuhe, und wo sie den Fuß hebt, bleibt eine Spur zurück, die sogleich mit Bodenwasser gefüllt ist. Sie sieht auch jetzt noch nicht umher, sie beseht nicht die Saat, in einem

solchen Vorfrühling kümmert sich noch niemand auf den Dörfern darum, dazu wird es in einigen Wochen früh genug sein. Sie bewegt sich auf dem Saatacker vorwärts, einmal hinüber, wieder zurück, unten und oben am Ende der Breite nach und zuletzt noch einmal rundherum. Ein großes Feld ist es nicht, dann wäre ihr dies wohl in ihrem Alter nicht mehr möglich. Ihre Kinder sind Häuslerleute, die wenig Acker haben, so bringt sie also fertig, was sie sich vorgenommen hat. Dann biegt sie vom Saatacker ab in den Weg hinein, langsam, und eine Weile später ist sie wieder in ihrem Dorf.

Dies möchte nun nicht sehr sonderbar sein, auch für die Leute in dem alten Dorf ist es das nicht, und wenn man einen von ihnen danach fragt, bekommt man seine Antwort. „Sie hat wohl ihren Saatgang gehalten“, sagt der Mann, und damit will er nichts anderes ausdrücken, als daß die alte Mutter mit ihrem Gang die junge Saat vor allerlei bösen Zufällen schützen wollte und in ihrem Sinn auch geschützt hat. Unserer Meinung nach etwas Dunkles und Geheimnisvolles, etwas sehr Rätselvolles und verstandesmäßig ein Tun, dessen Erfolg sehr dahinsteht. Für die alte Mutter ist es etwas, was man unbedeutet lassen kann, wie man auch Geburt und Tod unbedeutet läßt.

Als diese alte Mutter oder ihre Altermutter jung war, ein Kind, eine kleine Tochter, hat ihre eigene Mutter sie vielleicht mit Korn, das zur Einsaat benutzt werden sollte, überschüttet. Dadurch schützte sie es in ihrem Sinn vor Krankheit, und wenn es ein schwächliches Kind war, machte sie es auf diese Weise gesund und kräftig. Lag ein anderes der Kinder auf den Tod, dann holte die Mutter den Brautkranz und legte ihn dem Kinde auf die Brust. Und in seinen ersten Tagen, als es eben geboren war, hat sie es am Morgen auf die Erde legen lassen, die schon erwärmt, aber noch feucht vom Tau war.

Wie kurz, wie übersichtlich und wie wenig seltsam ist der Weg von hier aus in jene Zeit, da die Mütter es waren, die die Wurzeln der Weltesche begossen, deren Aufgabe es war,

dafür zu sorgen, daß die Wurzeln des Weltmutterbaumes nicht dürr wurden, damit das Leben nicht erstarb.

Die Leute auf den Dörfern wissen verstandesmäßig nichts davon, aber immer wieder bringen ihre alten Berichte, bringt ihr einfaches Brauchtum die Mütter mit dem pflanzlichen Leben, auf dessen Frucht sie angewiesen sind, zusammen, und immer sind sie es, die dieses Leben mit dem Bestand des menschlichen Lebens verbinden. Eine alte, wundergläubige und in den ersten Anfängen unseres Volkstums gegründete Lehre, aber wir stehen noch heute in ihrem Bann, wenn wir dort, wo wir das Letzte und Tiefste und Heiligste beschwören wollen, von der Mutter Erde sprechen, wenn wir uns an die Zusammengehörigkeit von Blut und Boden erinnern, ein Wort, dessen tragende Bedeutung nur der Deutsche seinem letzten Sinn nach erfassen kann.

Immer wieder stieg er zu den Müttern hinab, immer wieder rief er nach Land, nach der Erde, und niemals wurde er so hart getroffen, als wenn man ihm das weigerte oder ihm seinen hagen, seine wurt, sein leiba nahm. Und gerade heute erkennen wir wieder, daß wir darin nicht altern.

Jener Mann, der vor hundert Jahren unser Land bereiste, es mit seinen westlichen Augen sah und das Geschehene nach seinen westlichen Erfahrungen ausdrückte, weist darauf hin, daß der Franzose immer und überall nur den einen Willen habe, alles sich anzupassen, während der Deutsche sich allem anpasse. Wir haben unsere bitteren Erfahrungen, und wenn wir an die Deutschen denken, die außerhalb der Grenzen unseres Landes immer wieder ein stadt, ein stetten gesucht und es gefunden haben, dann erscheint uns dieses Wort in mancherlei Hinsicht überzeugend genug. Aber es muß doch auch das andere bedacht werden. Wie viele Deutsche gibt es, die aus Hunger nach der Erde, aus Hunger nach wört und wörden ihr Land verließen, um ihren Kindern einmal ein leiba hinterlassen zu können, die ihr Dorf wohl aufgaben, aber nur, um es drüben wieder aufzubauen! Die sich niemandem und keinerlei fremden Einrichtungen wirklich anpaßten und heute noch unverkennbar die Zeichen ihres alten Dorfes tragen!

Vor sechzehn Jahren erschien bei uns im Mecklenburgischen ein Buch, kein großes Buch, kein mächtiges Buch, aber eins, das von einem Mann erzählte, der in seiner Jugend der Sohn armer Katenleute und ein Knecht gewesen war, es drüben zu Landbesitz gebracht hatte und nun in Brtesen an seinen alten Lehrer von dem berichtete, was ihm wichtig erschien. In diesen Briefen, die unbeholfen und mit schwerer Hand geschrieben wurden, die immer wieder eine Wahrheit mit einem starken Spruch belegen, wird, ohne daß der Schreiber es weiß und will, das eine dargetan, daß er die Verbindung mit den neuen Menschen und ihren Einrichtungen nicht finden kann, die Verbindung mit der neuen Erde aber von vornherein vorhanden ist. Sie ist ihm nichts Neues, eben weil es Erde ist, Erde, die ihn auch in dem Katen im Mecklenburgischen getragen hat. Immer spricht er im Grunde nur von ihr, und da er sie überall mit seinen alten Sprüchen und dörflichen Ausdrücken verbinden kann, hat er seine wurt um sich. Wenn ihm eine Pflugfurche nicht gefällt, dann gefällt sie ihm nur deshalb nicht, weil es nicht die ist, die er früher einmal als Knecht in den Boden gelegt hat. Immer wieder möchte er sich davon frei machen, weil es ihn schmerzt, daß es so viele Dinge gibt, die seinem alten Dorf nicht gleichlaufen. Wenn er in der großen Stadt bunte Lächer gekauft hat, dann hängt ihm das Garn und das gebleichte Linnen der alten Mutter dazwischen, aber wenn er Korn gemäht hat, das Gemächte ordentlich daliegt, so daß er es in seiner mecklenburgischen Sprache ein Schwad nennen kann, dann wohnt er in seinem hagen.

Im übrigen geht es ihm gut. Er hat drüben nicht gelernt, sich besser auszudrücken, und wenn man ihn fragen würde, möchte die Antwort nicht gar zu wendig ausfallen. Aber sie würde doch das sagen, daß er nur deshalb drüben die tägliche

kleine und einmal die große Ruhe finden wird, weil sein altes Dorf stark genug war, ihm seine Erde mitzugeben. An ihr lebt er, weil er seinen Pflug arbeiten lassen, sein Korn mähen und sein Vieh weiden kann. Er nahm seine Erde mit, sein hagen wuchs, wie das erste deutsche Dorf, aus der Familie heraus. Es war ein kleines Stück aus dem allgemeinen großen Stück. Er hatte seine wurt angelegt, und er hinterließ einmal ein leiba, ein Erbe.

Es ist nicht überall so, auch in den alten deutschen Dörfern nicht. Die trüben, zerstörerischen Jahre nach dem Kriege züchteten hier und da ein sonderbares Geschlecht. Leute von den Höfen, die noch rüstig waren, gaben ihre Erde, ihr Dorf auf, verkauften, was ihnen gehörte, und zogen in die Stadt. Da wohnten sie dann. Andere kamen, kauften, verkauften und zogen ab. Es war eine Art Nomadentum. Die Menschen rückten an, suchten ihren Wohn- und Weideplatz, und wenn er ihnen nicht genug einzutragen schien, verließen sie ihn. Die Erde, der hagen, war eine Ware geworden, und für den, der übersah, was da mit dem deutschen Boden vor sich ging, konnte es wohl keine schlimmere Erscheinung geben. Nun, die Nomaden zogen wohl von einem Hof zum andern, aber sie nomadisierten sich arm. Das Geld war nicht beständig, es wechselte seinen Besitzer, aber der Boden blieb, der er immer gewesen war, er trug seine Beständigkeit in sich.

Hier müssen die andern Meldungen herangezogen werden, die auch in diesen Tagen — außer der über die seltsamen pommerschen Bauern — durch die Blätter gingen und die von der Schaffung des bauerlichen Anerkennungssprechens. Ein Bodenrecht, ein alter gewordener Brauch, soll wieder aufgenommen und, wenn nötig, neu geschaffen werden. Das deutsche Dorf soll sich wieder klar und unverkennbar offenbaren.

Wer in den deutschen Dörfern heimisch ist, weiß, daß jedes von ihnen ein deutliches, unverwechselbares Bild aufgerichtet hat. Der Weg von einer großen Stadt zur andern ist zuweilen nicht so weit wie der Weg von einem Dorf in das andere. Man kommt aus dem einen schwer hinaus, und man kommt noch schwerer in das andere hinein.

Ein zeitgenössischer Schriftsteller berichtet von den ersten deutschen Siedlungen: „Hier und da zerstreut, haufen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, daß die Gebäude aneinanderstoßen und zusammenhängen, jeder umgibt sein Haus ringsum mit einem freien Platz.“ Wenn seit jener Zeit auch das immer wiederkehrende Jahr an den alten deutschen Dörfern geändert hat, so erkennt doch der, der mit ihnen gelebt und ihr Brot mit ihnen zusammen gegessen hat, wie hartnäckig sich alle ersten Dinge selbst in der hier und da abgewandelten Gestalt erhalten. Zwar könnte das Bild des deutschen Dorfes dem schnellen Beschauer nicht überall mehr ganz rein erscheinen. Hier haben sich Häusler, Katenleute an das Ende des Dorfes gehängt, kleine Leute, die ihre Hausung, ihren Stall wie in großer Eile angelegt haben. Sie arbeiten im Sommer auf den Höfen, im Winter in der nahegelegenen Forst und sind im Grunde das, was man in den alten Dörfern Einlieger nennt. In einem andern Dorf treffen wir neben den Höfen ein Gut, das in jener trüben und für das Eigenleben der Dörfer so verderblichen Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg entstand, als man die Bauernhöfe legte, das heißt: die Höfe zusammenschlug, die Hofgebäude abriß und über Hofstelle und oftmals wüst daliegendes Ackerland den Pflug gehen ließ, den dann Tagelöhner, Knechte führten. Das alles und noch viele andere Dinge, die vom Wesen des deutschen Dorfes ablenken könnten, sind da, sie können nicht geleugnet werden, aber im Grunde sind sie doch bedeutungslos, und immer wieder — wie gerade jetzt — geht der Deutsche daran, das Gewordene und Gewachsene wieder herzustellen. Da sind wir dann im deutschen Dorf, von denen jedes wie am Ende der Welt liegt. Der Mann, der



Der Heidehof.

Lichtbild:
Lendvai-Direkfen.

da über sein Feld geht, ist nur im Eigenen, in dem, was durch seine Familie wurde. Der große Rahmen, der alles umschließt, ist gleichsam nur für ihn da. Niemand aus dem Dorf hat Teil daran. Was sein ist, ist ganz sein, an den Grenzen seiner Äcker und Weiden ist das All zu Ende. Seine Wurt ist unteilbar.

Zu den Menschen, die gewohnt sind, jede Erfahrung ohne Abfälschung, jede Rede ohne Übersetzung weiterzugeben, kommt man schwer, und wer aus einem andern Dorf sich bei ihnen festhaft machen will, muß nach einem ihrer alten Sprüche einen Acker mit der Hand umgraben, ehe er sich umsehen darf. Die Beispiele sind nicht selten, daß es einem so Eingewanderten für sein ganzes Leben unmöglich war, als Gleicher aufgenommen zu werden, und oft gelang es nur seinen Kindern. Die waren dann freilich ein Teil des Dorfes. Sie hatten in ihm ihr Recht, sie waren Erben. Leichter wird es nur dem gemacht, der, wie man sagt, in einen Hof hineinheiratet. Er wird ohne weiteres aufgenommen, weil er durch die Verbindung mit der Tochter des Hofes sogleich im Erbe sitzt.

Wer in seinem hagen wohnt, der wohnt ganz in ihm, und selbst dann, wenn er den äußerlichen Zusammenhang mit der großen Welt hat, ist er noch allein mit sich, und der Weg von jedem andern Hof zu dem eigenen ist so weit, als ob der am Ende der Welt läge.

III.

Was wir dabei wissen, ist dies: daß das Dorf trotzdem eine Gemeinschaft bildet, die in sich wieder ein Unteilbares ist. Jeder der Höfe ist nicht nur hausen, stetten, ein Ort, an dem man sich aufhält, er ist ihnen auch eine Wurt, das aus dem Allgemeinen herausgelöste Stück.

Denn ihre lange und mannigfache Erfahrung hat sie gelehrt, daß alles, was geschieht, unmittelbar von dem Gemeinsamen ausgeht und ebenso unmittelbar auf dieses Gemeinsame

bezogen wird. Schwere Unwetter, ein langer Winter, der an seinem Ende die Schneedecke plötzlich schmelzen und alle jungen Saatäcker unter Wasser stehen läßt, dann noch einmal Frost schickt, daß die Keime nun unter Eis liegen, ein nasser Sommer, der Heu und Korngarben verdirbt, dürre Wochen, die alles versengen und das Getreide gleichsam von den Feldern herunterjagen —, das alles geht den Menschen aus der Stadt nur sehr mittelbar an. Das Dorf ist von einem Ende bis zum andern darin. Treffen tut es alle.

Danach halten sie sich. Es ist nur erst einige Jahre her, da wurde ein bestimmter Teil unseres Landes da oben von einem außerordentlich schweren Unwetter betroffen, von Gewittern und darauf folgendem schrecklichstem Hagelschlag. Es war einige Wochen vor der Ernte, also in einer Zeit, da man die Äcker nicht einfach wieder umpflügen und neu einsäen kann. Das Jahr, das heißt: das Gesetz von Saat, Wachstum und Ernte, ist in diesen Wochen in seinem hauptsächlichsten Teil zu Ende, Umänderung ist nur in geringem Maße möglich. Das also erlebte diese Gegend, zehn, zwölf Dörfer erlebten es. Noch bevor das Unwetter vorüber war, mußten die Leute da, daß sie auf nichts mehr rechnen konnten. Das Jahr war für sie zu Ende.

Als in den Dörfern der weiteren Umgegend das Korn unter Dach gebracht und erst zu einem kleinen Teil gedroschen war, sah man fast täglich Wagen, mit vollen Säcken beladen, auf allen Landstraßen und Wegen. Sie fuhren dahin, wo das Unwetter die Felder völlig zerschlagen hatte. Die Hilfe war so vollständig, daß das Land nicht mehr in Anspruch genommen zu werden brauchte. Bezahlt wurde nichts, und zurückgegeben wurde in den nächsten Jahren nur zu einem geringen Teil.

Ein Beispiel, nicht gar zu überwältigend, aber in seiner Einfachheit und Vollständigkeit überzeugend: die Gemein-

schaft, die vorhanden war, bewies sich sogleich. Was geschehen war, war vom Gemeinsamen ausgegangen und wurde auf das Gemeinsame bezogen. Der hagen war unteilbar.

Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß tief im Wesen der unteilbaren Welt des Dorfes außer dem Sinn für Gemeinschaft auch der Sinn für Ordnung, für Plan und Zusammenhang gegründet ist. Alles, was getan wird, läuft auf höchste Zweckmäßigkeit hinaus, freilich auf eine, die den Erfolg nicht immer sogleich bringt. Alles, was das Dorf um sich hat, ist etwas Gewordenes, etwas Wachsendes und Werdenendes im ertümlischen Sinne. Jede Wirkung löst eine Gegenwirkung aus. Jede Unterlassung rächt sich fühlbar, und sie ist nur sehr schwer wieder gutzumachen.

Als der Mensch anfing, Korn zu bauen, da wurde er nicht nur zur Sesshaftigkeit gezwungen, dem Anfang jeder Bildung im lebendigen und schöpferischen Sinn, sondern zugleich zwang er sich damit zu einer Folge planhaft wiederkehrender Tätigkeit. Er erfuhr, daß der Boden immer wieder zu derselben Zeit und in derselben Weise bearbeitet werden muß, und er mußte sich zwingen, in regelmäßiger Wiederkehr das Gewachsene zu bergen. Im nächsten Jahr wuchs auf den abgeernteten Feldern das Korn nicht von selbst aus den liegengeliebenen Körnern heraus. Es wuchs wohl, aber es war Wildkorn; niedrige Halme, kleine Ähren, fast keine Körner darin. In jedem Geschlecht mußte der Mensch immer aufs neue dieselben Arbeiten verrichten, dieselben Handgriffe anwenden, um dieselbe Frucht in derselben Güte zu ernten. Der Boden offenbarte ihm das Gesetz von der Fruchtfolge, das heißt: er lernte, in bestimmter Weise das Korn nach einem gewissen Zeitraum auf dem Acker zu wechseln. Da lag eine Ordnung zugrunde, der man nicht entweichen, die man nicht umdeuten konnte. Man mußte sich ihr fügen und sie ausbauen. Ackerbauer war etwas anderes als nomadisierender Viehzüchter, als Fischer oder gar Jäger. Er stand im Bannkreis unausweichlicher Notwendigkeit; wenn er die begriff und sich danach hielt, war das Jahr für ihn da, im andern Fall blieb er außerhalb.

Diese Lehre, so gering sie uns heute scheinen mag, muß für den Menschen von damals eine große Offenbarung gewesen sein. Es war die Offenbarung des Gesetzes von Wirkung und Gegenwirkung, von dem Plan, der einen andern Plan möglich macht, von dem Zweck, der das Gesetz von der Zweckmäßigkeit erschließt. Etwas sehr Unruhiges für den Menschen jener Zeit, etwas Gewalttätiges und seine ganze bisherige Art Bedrohendes. Sie zwang ihn, standzuhalten, seine Wildheit zu zähmen, seine herrliche Planlosigkeit aufzugeben. Sie war unerbittlich und hart in ihrer Unerbittlichkeit. Alle bisherigen Dinge verkehrten sich in ihr Gegenteil, er wurde vergewaltigt, das Jahr schloß einen eisernen Bogen um ihn.

Aber allmählich fügte er sich dem Gesetz. Er erkannte es, er erkannte seine Ordnung und Formung. Er war einem Zauberer in die Hände gefallen, einem Beschwörer, eben dem Jahr, dem Ring der Monate, der Folge der Jahreszeiten. Er hatte den Herrn seiner Welt kennengelernt, der ihm den Zusammenhang und mit ihm die Unteilbarkeit dieser seiner Welt bewies, der ihm den inneren Plan, die große Ordnung, die umfassende Zweckmäßigkeit dessen, was da war und immer aufs neue geschaffen werden mußte, darlegte. Es war der Weg von den Müttern, die die Fruchtbarkeit der Welt schaffen und hüten, zur männlichen und tätigen Durchdringung dieser Welt.

Dabei merkte er, daß er diese höchste Offenbarung der Ordnung schon kannte, wie die Dörfer sie heute noch kennen. Sie lesen sie heraus aus den Gestirnen des Himmels, aus den Witterungserscheinungen der Jahreszeit. Alle diese Dinge bedeuten, da auch sie zur Unteilbarkeit seiner Welt gehören, für den Mann von den Dörfern etwas ganz anderes als für den aus der großen Stadt. Es ist so notwendig wie unausbleiblich, daß der Vorfrühling den richtigen Strich der Winde

bringen wird, wie es unausbleiblich ist, daß die Gestirne zu ihrer Zeit am Himmel aufziehen. Er kennt seine ganz bestimmten Jahrestage, die Osttage für ihn sind, und es ist sehr wesentlich für ihn, was der Johannisstag für Witterung bringt und was drei Tage später abermals für ihn am Himmel heraufzieht. Wenn die Garben auf den Feldern stehen, durchgetrocknet sind und unter Dach gebracht werden sollen, sieht er an der Art, wie die Sonne untergeht, was ihm der nächste Tag bringen wird. Und an dem Blätterrauschen vom Dorfplatz her erkennt er, ob der Wind dieselbe Richtung innehalten oder ob er in der Nacht noch umschlagen wird. Es gibt zu Zeiten nichts Wichtigeres für ihn als den Mond am abendlichen Himmel; und wenn es in der Höhe um den herum dunstig und rauchig ist, dann ist das ein Zeichen, das gar nicht falsch gedeutet werden kann.

Sie ist wunderbar genug, diese Wissenschaft, wunderbar und nicht leicht erlernbar. Sieben Jahre muß man in der Pflugfurche gelegen haben, den Jahresbogen über sich. Sie ist auch Irrtümern unterworfen, weil zuweilen Dinge vorhanden sind, versteckt und unübersichtlich, die später sehr wichtig sein können. Aber das ändert doch nichts daran, daß Monat um Monat, Jahreszeit um Jahreszeit die große Ordnung aufgezeigt, die innere Gesetzmäßigkeit offenbart wird, die dem ersten sesshaft gewordenen Menschen so bedeutungsvoll war, wie sie es dem Mann von den Dörfern heute ist. Die Wettervorhersage kommt noch auf andere Weise zu ihm als durch die abendlichen Bekanntmachungen.

Diese Ordnung ist nicht die Ordnung der kleinen Dinge. Ihre Entstehung läßt sich weit zurückverfolgen, und unzweifelhaft kam es dem Menschen von damals nicht nur darauf an, diese Ordnung zu kennen, um sie sich im täglichen Sinne nutzbar zu machen.

Dem Menschen von damals lag wahrscheinlich nicht so sehr daran, ein Wetterkundiger zu sein, als ein Wissender zu sein. Frost und Unwetter, Sturm und Blitz und Donner war ihnen nicht eine Witterungserscheinung, es war ihnen das Werk wilder und schrecklicher Gottheiten, das Werk von Geistern und Dämonen. Man konnte nur versuchen, ihnen auf die eine Weise zu begegnen, nämlich auf die Weise, daß man um ihre Gewalt und um ihre Absicht wußte. Zwischen Wald und Sumpf wohnend und ihrer Macht preisgegeben, versuchten sie, hinter die Absicht und den Willen dieser umheimlichen Geister zu kommen. Es gelang ihnen. Aus den immer wiederkehrenden Zeichen und Äußerungen der Dämonen wuchs ihnen eine Wissenschaft, die sie in Sprüchen, in Beschwörungen, in Zauberformeln festhielten. Einer sagte sie dem andern, die alte Mutter sprach sie den Enkeln vor, vielleicht schrien sie ihre Sprüche auch gegen den tobenden Himmel. Sie wollten die Geister bannen, ihre Macht brechen.

Diese Meinung, mag sie auch vielleicht neu sein, findet ihre Bestätigung in manchem. Von den Menschen späterer Zeit wird berichtet, daß sie beim Herannahen eines Gewitters von ihrem selbstgebackenen Brot nahmen und es in einen hölzernen Trog legten, den sie über der Tür angebracht hatten. Gewitter trieb Unwetter heran, es konnte ihnen das Korn auf dem Feld vernichten, also das Brot für das nächste Jahr nehmen. Da zeigten sie dem Feind, daß sie um seinen Willen mußten. Sie hielten ihm Brot entgegen. Sie wußten, was er vorhatte, und sie sagten es ihm.

Was für eine einfache Art, dem übermächtigen Gegner zu begegnen, aber auch was für eine geschmeidige und gefährliche Art! Sie trafen damit gleichsam sein Inneres, sie bohrten einen Pfeil hinein, sie hatten ihn erkannt. Sie waren mächtiger als er: sie wußten.

Später wurden aus Zauberworten und Beschwörungsformeln Wetterregeln. Aber die Leute auf den Dörfern bewahrten die Erinnerung an jene Zeit. Es gibt noch heute Donnerprüche.

(Schluß folgt.)

Herbst:
sturm.

Holzschnitt
von
H. Everz.



Volkstum und Dichtung.

Von Hans Friedrich Blunck.

Wir Deutschen leben in einem zwiefachen Zustand des Reiches. Da ist erstens der Staat, der uns umfaßt, der uns politisch bindet, und dessen Not, Niederlage und Neuerhebung wir als seine Bürger mit aller Leidenschaft miterleben und mitempfinden. Darüber hinaus aber umgibt uns ein weiteres Reich im Geist, soweit nämlich Sprache, Blut und Brauch und deutscher Kulturwille gehen — ein Reich, das zusammengehalten wird durch Lied und Gedicht, durch die Freude an gemeinsamen Feiern, durch den Gleichklang des sittlichen und rechtlichen Empfindens, durch Erziehung, Heimatgefühl und manches mehr.

Immer werden wir Deutschen zwischen diesen beiden Begriffen des Reiches wägend stehen. Der eine wird in Sorge um die Ordnung und Verteidigung Deutschlands vorab die Straffung des Staatsgefühls predigen, um das Bestehende zu wahren, um den Kern des alten Reiches deutscher Nation stark und verteidigungsfähig zu halten. Ein zweiter, unpolitisch und auf den geistigen Zusammenhang bedacht, wird auch Landschaften jenseits der Grenzen mit seinen Gedanken umfassen. Er denkt beispielsweise an die Minderheitsdeutschen, die als loyale Staatsbürger und wichtige Mittler der Freundschaft in fremden Staaten wohnen. Sie stehen ohne politische Verbindung mit uns, seitdem der Traum der Hohenstaufen vom deutschen Italien, der Traum der Hanse vom deutschen Osten, der Traum Maria Theresias vom deutschen Bayernvolk bis zur Donaumündung zu Ende ging, aber sie sind unser im geistigen Reich. Vielleicht denkt jener zweite auch an Völkerschaften, die, entweder verwandt oder durch alte Reichszugehörigkeit noch lose mit uns verbunden, als ein vielfältig

gefügt Zwischenland rund um unsere Grenzen liegen. Er wird etwa das alte Lotharingen vor Augen haben, das, von den Alpen bis Flandern reichend, sich heute unter dem Einbruch politischer Bedrängnis antiromanisch einstellt und sein deutsches oder germanisches Volkstum zu pflegen sucht.

Der Untergrund dieses weiteren Kreises wird mit dem Wort Volkstum umrissen, weil, wenn wir von Deutschland sprechen, der Begriff des Staatsvolks nicht tauglich ist; schon deshalb nicht, weil der Staat gezwungen werden kann, völkerrechtlich die wechselnden Machtgrenzen anzuerkennen. Das andere Reich aber steht gleichsam wie ein schwebender Traum jenseits der Politik. Es beruht, wenn wir den mittelalterlichen Reichsbegriff noch zurückstellen, auf dem uns alle verbindenden deutschen Volkstum.

Nicht viele werden wissen, wie vielumstritten dieser Begriff Volkstum war und wie schwer in Europa noch heute um ihn gerungen wird. Als die frühe Jugendbewegung ihn um die Jahrhundertwende einem Staat gegenüberstellte, der ihr zu formal und scholastisch schien, ahnte noch niemand, wie sehr der Begriff einmal politische Bedeutung gewinnen würde. Man dachte an den Staat Preußen, dem die Väter das zweite Reich der Deutschen entgegengesetzt hatten, man traf sich mit Geistesgleichen, mit Österreichern, Schweizern, mit Balten und Flamen und erträumte ein zukünftiges Europa, in dem ein Volkstum frei neben dem anderen wohnen dürfe, von denen die Großen nach ihrem Willen selbständige Staaten, die kleinen Staatsgefüge bilden sollten. Der Gedanke kam also — das sei nebenbei bemerkt — nicht aus dem Freiheitsbild des Liberalismus; er war eine Art Protestantismus, der vom



Flößer auf der Isar.

Holzschnitt von W. Döhler.

Individuum auf das Volkstum übertragen war und keinen Mittler zwischen Volkstum und Schicksal kennen wollte.

Die Vorstellung einer Bindung nach Volksbezirken, die heute in anderer Form im Begriff des alten Reiches wiederersteht, ist also gar nicht so neu, wie man sie haben will. Es ist nur: ein Weltkrieg liegt zwischen damals und heute. Und ich berichte als Alterer: Im Weltkrieg begab es sich, daß die Demokratien des Westens sich als die Kämpfer für Völkerfreiheit ausriefen. Sie nahmen, geschickter als unsere ideell unvorbereitete Regierung, die Gedanken der Zeit auf, fügten sie ihrer Rüstung ein und trieben ihre Völker für den Gedanken der Selbstbestimmung in den Krieg. Und die Weststaaten siegten. Und mit ihnen siegte nicht jener Geist der Volkstumsfreiheit, sondern der Staatsbegriff des realen Machtbezirks. Denn die romanische Auffassung ist absolut und zentralistisch — es sei an die Haltung Frankreichs in Savoyen, Frankreichs in Flandern, in der Bretagne und Elsaß-Lothringen erinnert —, sie ist zentralistisch im Gegensatz zum altdeutschen Prinzip einer lockeren natürlichen Gruppierung der Völker im Reich. Anstatt also die Welt nach ihren geistigen Grenzen zu gestalten, schuf man in Versailles ein Instrument der Qual und Unfreiheit Europas, wie das Mittelalter sie unter Kaiser und Papst niemals erlebt hat.

Bevor wir aber, ehe wir an das Schicksalhafte rühren, zuvorversteht den Begriff jenes „Volkstums“ zu bestimmen, um den es uns geht — oder der Volkheit, wie Goethe sie in seinen Erinnerungen an Straßburg nennt.

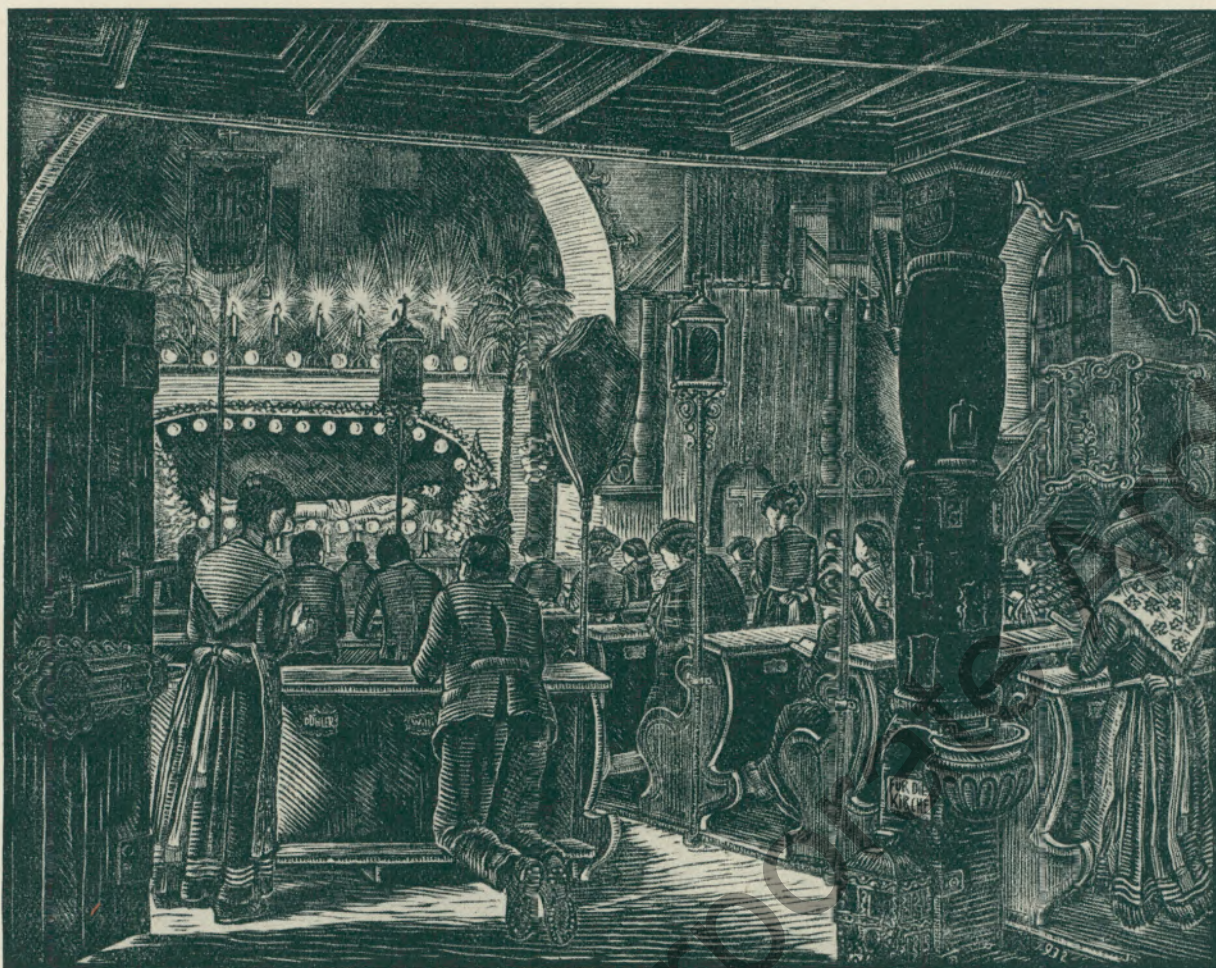
Vielerlei Deutungen wurden im Lauf der letzten dreißig Jahre versucht, und alle nahmen eine Weile für sich in An-

spruch, die endgültigen zu sein. Da hat man ein Volkstum auf Rassezugehörigkeit begründen wollen. Aber die Wissenschaft nimmt heute an, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit auch die germanische Rasse in ihren äußeren Merkmalen nicht einheitlich war. Man spricht deshalb nur noch von einer vorherrschenden — etwa der fälischen und nordischen — Artung, die zu pflegen unsere Aufgabe wäre. Ein solcher bedingter Artungsbegriff genügt aber nicht, um ein Volkstum zu bestimmen oder zu umfassen; man käme auch leicht dazu, es in seinem Wert und Gehalt nach dem äußeren Bild abzustufen und zu Unrecht weite Teile Deutschlands vom Begriff seines Volkstums auszuschließen.

Man hat danach ein germanisch-romanisches, von anderer Seite ein slavisch-germanisches Grundwesen in unserem Volkstum zu beweisen versucht. Dem stünde im Nordwesten Deutschlands aber eine reingermanische Landschaft gegenüber, deren Bewohner doch in gleicher Weise an unserem geistigen Leben und sogar überwiegend an den Wanderungen der Auslandsdeutschen beteiligt sind. Auch wird der Umfang jener Mengung mit Fremdvölkern heute wieder lebhaft angezweifelt und mit guten Gründen auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt.

Auch der Begriff des Raumes, wie ihn neuerdings die Geopolitik in den Vordergrund gestellt hat, genügt nicht für ein Volkstum, das etwa von der Wolga bis Brasilien, vom Balkan bis zum Baltikum reicht. Der Eindruck heimatischer Landschaft darf gewiß nicht gering geachtet werden, er genügt aber nicht zur Bestimmung eines Volkstums.

Sind aber wirklich Wesenszüge unseres Volkstums begrifflich nicht faßbar? Sind sie, wie einige wissen wollen, den Geheim-



In der Dorfkirche.

Holzschnitt von W. Döhler.

nissen gleich, die, wie etwa die großen Fragen zwischen Mensch und Schöpfung, nur im Gefühl, nur im Bild zu schauen sind?

Auch das ist nicht richtig.

Es gibt vielmehr einige allen Teilen unseres Volkstums gemeinsame vorherrschende Eigenschaften, die nicht nur auf Erziehung beruhen. So etwa das Bestreben, die Dinge aus ihrer Einfachheit herauszuheben und in ein übersinnliches Weltbild einzufügen; so etwa, herber als anderswo, das überstarke Schwanken zwischen Fernweh und Heimweh, Vaterlandsliebe und weltoffenem Geist, Eigenschafter, die uns oft zur Mittlerstellung zwischen den Völkern dienlich waren und noch öfter die Tragödie unserer raschen Selbstaufgabe vorbereiteten. So das Ringen um Selbstverantwortung — es zergeht leider oft in Pedanterie und Nüchternheit — und am gewaltigsten der Wandertrieb, der Drang ins Unendliche, wie er schon zu Beginn der Geschichte unser Volkstum mit ungeheurer Kraft über seine Grenzen vortrieb und es in tragischem Einsatz für verlorene Welten sich verbluten ließ.

Aber das alles genügt noch nicht, um unsere Einheit zu begründen. Auch sind diese Wesenszüge uns nicht allein zu eigen; und wenn sie unser sind, werden sie oft nur von bestimmten Zeiten, von Schichten oder Gruppen von Persönlichkeiten getragen, die gleichsam den dunklen und hellen Zeiteragen, nicht dem Alltag eines Volkstums gehören.

Das, was uns zur Deutschtum bindet, ist ein anderes, ist eine Überlieferung, die, so schwach sie noch sei, stärker als der Selbstwille des Einzelnen wurde, ist eine innere geistige Lebenshaltung, die aus Sprache und Blut und Landschaft geworden ist. Von ihnen aber scheint mir die stärkste der gestaltenden Kräfte die Macht, aus der auch wir in diesem Augenblick geben und nehmen: unsere Sprache.

Von der Sprache reden wir; woher kommt sie, wohin geht sie? Was ist das doch, Sprache? Sie unterscheidet den Menschen von der nur dumpf lebender Welt, sie rückt ihn der Beseeligung näher, wenn nicht in Worten des Alltags, so in der zum Wort gewordenen Musik in Glauben und Dichtung.

Wer schenkte dem Volkstum seine Sprache, welches ist ihr Ziel? Niemand wird antworten können. Wir bekennen nach Verfall aller darwinistischen Hypothesen, daß wir den Ursprung der Sprachen nicht deuten können. Wir wissen nur, daß es, soweit wir feststellen und zurückdenken können, keine Entwicklungen, nur ein Auf- und Abwogen in Größe, Klarheit und Reichtum einer Sprache gibt. Vielen scheint es deshalb, als sei sie von anderer Gewalt dem Menschen gegeben, und nicht mit Unrecht empfinden wir es als widergöttliches Recht, wenn man diese Sprache einschränken oder jemand zwingen will, sie aufzugeben und sich einer anderen einzufügen.

Was bannet uns nun in diese, unsere Sprache?

Da ist der Klang, der in uns widerhallt und in uns schwingen läßt, was wir nicht zu deuten vermögen. Welche Ergebung kommt über uns bei jenem „Über aller Gipfeln ist Ruh“, welche stille Schwermut beim Lied „Vom guten Kameraden“, welche Fröhlichkeit, wenn wir vom Mei singen, welche Bewegung bei der Ballade von Archibald Douglas!

Aber es ist mehr als das!

Die Urbilder des Sprachgebrauchs, die sinnvollen Bedeutungen der Worte sind es, die eine Sprache lebendig, die unser Gefühl erst wirklich machen. Ja wenn wir selbst die Worte nicht mehr als Bild empfinden, so haben wir als Kind jedes einzeln bildhaft erlebt; jeder von uns hat einmal an den Gleichnissen der Worte gerätselt und sie in sich gespiegelt. Sie sind es, die uns dann Weisheit, Klugheit und Aberglaube,

Lied, Märchen, Sage und Legende, Fest und Spiel und Heimat erleben ließen. Sie nahmen uns in eine uralte seelische Lebensgemeinschaft, in die des Volkstums auf, der wir uns nicht mehr zu entziehen vermögen; in ihnen erleben wir das Werden eines Volkes vom Keim bis zur Krönung noch einmal.

Die Sprache gestaltet in Wirklichkeit die Gemeinschaft „von innen her“, sie formt in ihren sittlichen Sätzen, in ihrem Rhythmus, in der Wiedergabe der Geschichte der Väter und ihrer Weisheit, in den Gesichten des Glaubens das Leben der Völker, sie bildet es um. Sie erhebt uns in die Menschheit, sie sondert uns innerhalb der Menschen voneinander ab zu eigenen Wesensgruppen, sie unterscheidet Volkstum von Volkstum. —

Wir sprachen zu Anfang davon, daß weiter als der organisierende Staatsgedanke die Einheit des Volkstums reiche. Wir stellten fest, daß viele Kräfte am Werke sind, um solches Volkstum zu bilden, daß aber die Sprache die stärkste gestaltende Macht ist. Und wir schauen um uns und sehen: gleichwie der Staat sowohl durch Ordnung und Pflege des Lebens der Bürger wie auch durch seine Machtmittel um Bestand und Vormacht ringt, so steht auf anderer Ebene eine Volkheit neben der anderen, steht sie im Ringen um ihren Bestand.

Welchen Sinn erfüllt sie dabei, welches sind ihre Waffen?

Wir wissen den Sinn nicht zu deuten, so wenig wie wir den Grund von Gottes Schöpfung kennen, außer seiner Liebe. Wie spüren nur, daß ein Volkstum den Auftrag hat, sich zu erhalten, zu mehren, sich im Wettstreit mit anderen zu messen und seine Lebensmacht zu erweisen, und daß wir, vom Schicksal ihm eingefügt, aus unseren Taten und aus unserer Kraft dafür wirken sollen, wenn wir nicht fahnenflüchtig heißen wollen. Fragt man mich aber nach den Waffen des Kampfes — des Wettkampfes, so kennen wir die starken Leidenschaften der Religion und der Ehre, der Freiheit und der Überlieferung, welche Volkstümer zu errichten und zu vernichten vermögen, so nennen wir als eine der stärksten Gewalten die schöpferischen Leistungen seiner Dichtung, durch die ein Volkstum sich vor seiner Gegenwart wie vor den Jahrhunderten darstellt und rechtfertigt.

Scheint das zuviel gesagt? Ich will keine Beispiele aus der Antike geben. Vielleicht genügt es, wenn ich darauf aufmerksam mache, daß ein kleines Volk, wie die Schotten, durch einige Balladen, die vor Jahrhunderten entstanden sind, in Europa berühmt geworden ist und die Nachbarn — auch uns — mit Bewunderung und Freundschaft erfüllt. Ein einzelnes Lied, das Schottland auf die verlorene Schlacht von Bannockburn dichtete, führte ein Jahrhundert später zu seiner Erhebung.

Nun denkt man, wenn man von der großen Kunst der Zeiten spricht, nicht nur an die Dichtung; man hört Musik in den Ohren, man sieht Bauten und Bildwerke der Völker. Aber während die Musik über die Grenzen hinausreicht und Eigentum der Erdteile wird, während die Kirchen und Rathäuser für den Stolz eines Landes, für die religiöse Jubelstunde einer Zeit Zeugnis ablegen, so ist die Dichtung diejenige Kunst, welche ein Volkstum, das doch durch das Wort umgrenzt wird, in eben diesem Wort am höchsten erhebt.

Solche Dichtung kann beginnen im einfältigen Spruch einer Sage, nicht nur der aufgezeichneten, sondern auch der um uns schwebenden — sie ist da, wo ein Volkslied klingt, und auch, wo man uns mit einem Bericht von Liebe, Demut und Hoffahrt ernst oder fröhlich unterhält, solange nicht nur der Intellekt, sondern der Weg, auf dem der Mensch sich bewegt, solange der starke Atem des Bildners dahinter spürbar wird.

Dichtung ist aber mehr als das; sie schenkt uns die Erschütterung über menschliches Schicksal in der Tragödie und in der Ballade, sie ist Chronik vom heldischen Leben eines Volkes, von seiner Not, von seiner Erhebung.

Dichtung ist endlich Andacht und himmlische Minne. Sie

umfängt den Einsamen und vermag ihm die Stunden der Befreiung und Vorahnung kommenden Lebens festzuhalten, weil der Mensch, was er mit den Sinnen nicht zu fassen vermag, im Klang eines Verses und in der Einwirkung eines halberkannten übersinnlichen Wortes verstehen lernt. Sie ist das Licht über dem hohen Weg eines Volkes, sie ist seine Rechtfertigung vor den Menschen und vor den Gewalten, die es auf seinen Weg sandten. —

Wir überschauen noch einmal, ob wir uns nicht in einem Irrtum fangen, wir sind mißtrauisch, weil wir zu einem Ergebnis kommen, das man lange Zeit als veraltet, als romantisch, als heimatstümlich, als hausbacken abgetan hat. Aber wiederholen wir im Sinn, wohin uns unsere Überlegungen führten, so finden wir keinen anderen Schluß als diesen: Der stärkste — nicht der einzige, aber der stärkste bindende Ausdruck eines Volkstums ist seine Sprache; die Erhebung dieser Sprache, wie sie sich in der Dichtung, in der profanen und in der religiösen, vollzieht, ist also Steigerung des Volkstums in eine seiner höchsten Lebenskräfte.

Wir kommen damit aus dem rein Betrachtlichen zu den Dingen der Gegenwart, und die Frage drängt sich uns auf: Hat die Dichtung sich dieser Verantwortung bewußt gefühlt, ist sie und ist etwa unser Volkstum bereit zu jener Rechtfertigung über Weg und Wesen, die ihnen obliegt?

Säubern wir vorab den Begriff der Dichtung von allem Tand, mit dem ihn die Zeitströmungen von heute überhängt haben, von der Reportage also und von den Versen der Reportage, von der breitgetretenen Erotik, vom Spott des Schmocks auf Niedergang und Niederlage, von der Zerstümmung all dessen, was im Menschen, gleichgültig, welchen Glaubens er sei, Opfer, Liebe und Hingabe weckte.

Auch dann, fürchte ich, wird man mir entgegenhalten: Haben nicht diejenigen, die sich ihrem Volkstum hätten schenken sollen, hat nicht gerade die Dichtung der letzten Jahrzehnte es oft einsam gehen lassen? Da gab es eine Zeit, wo die Kunst sich von ihrem Inhalt zu lösen suchte, wo man der Form allein den Preis zusprach. Da war die Zeit der Gefinnungsdichtung — trivial auf der Linken, hohl auf der Rechten, die beide unserem Volke keinen Halt gewährten. Da war die Zeit der Sachlichkeit, die an der Oberfläche der Gefühle blieb und nichts weniger vermochte, als die Menschen gleichen Volkstums zu binden und hinzureißen.

Ich könnte noch auf andere gegenwärtige Gründe der Entfremdung weisen: die Hauptstadt, der wir ein Richteramt in die Hände gelegt hatten, gefiel sich darin, ebenso aufdringlich wie kritiklos Entwicklungen Amerikas, Italiens oder Russlands auszuschellen, rückte aber alles eigene Wachstum in den Schatten und erreichte damit, daß der Deutsche, dessen Welt-offenheit niemals und keinem Volke gegenüber versagt hat, das Vertrauen zum Urteil seines Schrifttums verlor. Brauche ich noch Ärgeres aufzuzeigen, wie die parteimäßig empfohlene Tendenzrichtung in Schulen, Volksbüchereien und Jugendschriften, die jede landschaftlich und volkstümlich verbundene Kunst abzudrängen versuchte? Soll ich auf jene wohlgeduldeten Künstelei verweisen, die im eigenen Lande alles volkheitlich Soziale als anrüchig oder rückschrittlich abtat, zugleich aber eine Vergötterung des Siegers und seiner Gewaltpolitik betrieb, die bis zum Ekel führte?

Müde schienen die Führer, die stürmischen Jahrhunderte unserer Rasse vorüber; eine glatte Bürgerlichkeit suchte zu verwalten und zu besänftigen, was sich an ungestümen Kräften empören wollte. Das Ende einer Welt wurde angekündigt, aber wer die Gewalt der Liebe, wer die ewige Jugend seines Volkes empfand, blieb gläubig und wartete auf einen neuen Beginn.

Die Frage sei wiederholt: War die Dichtung sich immer ihrer Aufgabe bewußt, ihr Volkstum zu führen und zu verwirklichen,

Monreal
in der Eifel.



Holzschnitt
von Barth Uchayn.

hat sie vermocht, alle geistigen Kräfte zu entbinden, die ihrer warteten? Wenn nicht, warum hat sie geschwiegen?

Ich glaube, daß es kein Volk und auch keinen Menschen gibt, der über jede seiner Stunden Rechenschaft ablegen möchte; und ich muß wiederholen, daß es dem Deutschen um vieles schwerer wird, das Wachsen seines Wesens, seine Pflichten gegen sein Volkstum, seinen Dank für die Gabe von Sprache und Brauchtum zu empfinden als dem Dichter anderer Volksgruppen. Unsere dem Weltbürgertum zugewandte Natur, zumal aber unsere dem Selbstbewußtsein ausweichende Geschichte hemmen uns wieder und wieder.

Gering ist nämlich, was uns von alter Kunst aus eigenem Volkstum übriggeblieben ist. Wir haben die lateinischen und griechischen Dichter durch das Mittelalter gerettet; was von unseren frühen Liedern, von deren Fülle wir wissen, aufgezeichnet war, haben Ludwig der Fromme und die Zeit nach ihm bis aufs letzte vernichtet. Im Beowulf, im Heliand, in der Edda und im Nibelungenlied hallt einiges nach, aber es sind längst umgewandelte Weisen der alten Zeit. Gewaltig ist dann in Jahrhunderten ersten deutschen Volksgefühls, was der Vogelweider uns geschenkt, noch größer, was später die Mystiker verkündet und was Martin Luther gedichtet hat. Aber schon wird jene Zeit der Weckung unterbrochen durch den Humanismus und die Rezeption fremden Rechts und fremder Lebensformen. Sie senken sich wie ein Schleier über das Volksleben, sie ersticken auf Jahrhunderte die eigen gewachsene Dichtung, und von den zehntausend lateinischen

Dramen, die man in der Zeit des Barock auf hohen Schulen und Klöstern gedichtet und aufgeführt hat, vermag nicht ein einziges sich mit dem Lied eines Dante oder Shakespeares zu vergleichen, die ihre Muttersprache auf die Berge hoben. Noch einmal wird deutsche Dichtung durch das Eindringen der französischen Sprache in die bürgerlichen und höfischen Kreise um Menschenalter niedergehalten, und erst seit dem Sturm und Drang — einer nationalistischen Geistesbewegung, wie man sie heute schelten würde — gelingt es, unserer Sprache die Überlegenheit im eigenen Volksleben und Ansehen in Europa wieder zu verschaffen.

Wir wissen, daß Kampf und Wettstreit mit Lessing, Herder und den großen Streitern von gestern noch nicht beendet sind — man braucht ja nur die Sprache der Technik, des Handels, der Wissenschaft, der Musik oder unseres Heeres zu hören. Wir empfinden die Zurückdrängung unserer Sprache, wie sie heute noch im zwischenstaatlichen Verkehr, wie sie auf Kongressen, wie sie beim Völkerbund — von unseren eigenen Vertretern beim Völkerbund — geübt wird, als unbillige Zurücksetzung unseres Volkstums, das, in der Mitte Europas angesiedelt, Anspruch auf Anerkennung der Mittlerstellung seiner Sprache hätte.

Wir sehen, daß historische Gründe an dieser Zurücksetzung schuld haben. Wir stehen uns mehr noch mit unserer eignen Säumigkeit im Wege. Ist aber die Volkheit dasjenige, was uns Deutsche umgeistet, umgrenzt, und sind ihre Sprache und die Kunst dieser Sprache der erste Maßstab dessen, was wir

als Volk bedeuten, so müssen wir in gleichem Maße Ansehen und Rang für beide beanspruchen und dafür ringen.

Das heißt also: Wer vorgibt, für deutsches Volkstum zu ringen, muß von diesem Wettstreit, muß von den Waffen dieses Wettstreibers wissen. Er muß seines Volkes Dichtung in sich tragen wie Blut und Geist, sonst ist seine Liebe nicht echt, ist sie nur Rechtsentscheid oder gar Abenteuerertum oder Wirtschaftsförderung — oder aber Enttäuschung, die ihn einen Kämpfer ohne Schwert bleiben läßt.

Das ist für viele ein weittragendes Verlangen. Aber wem das Bild geistiger Wappnung nicht genügt, der bedenke: ein jedes Volkstum kann in seinen Trägern, gesicherten Zeiten auf die kämpfende Hilfe der Kunst verzichten. In der Not kann es entscheidend sein, ob Priester, Staatsmann oder auch Dichter es zu inbrünstigem Glauben wecken, ob die Dichtung das Volksgefühl weiter trägt, beschwingt, adlig macht, oder ob sie ihm rät, dem Schicksal nachzugeben oder sich gar in tiefsinnigem Nörgeln vertut.

Ich gerate ab. Ich will zum Ausdruck bringen, daß der Dichter zu seinem Volkstum halten, es mahnend neu schaffen und an Brauchtum und Wort der Gegenwart mitprägen soll. (Das bedeutet allerdings, daß er sein Volk in dieser zerklüfteten Zeit als Ganzes umfassen und, steht seine Meinung klar und eindeutig fest, in seiner Kunst zu jedermann reden darf, auch zu Kreisen, von denen Weltanschauung und politische Parteilichkeit ihn trennen.)

Er soll aber, wie er das Lied kennt, auch vom Leid wissen und versuchen, sein Volk über dieses Leid aufzuheben. Er soll sein Volk trösten — selten ist ihm die priesterliche Aufgabe jenes „Tröstet, tröstet“ geworden wie in diesen Jahren und Stunden der „Tränen und des Trostes aus göttlichem Recht“. Er soll der Gewalt der Fremde die einigende Kraft des Glaubens entgegenhalten.

Kunst — so sagte ich früher — ist Rechtfertigung eines Volkes vor Gott. Sie soll aber auch Bericht an die Nachwelt und Zeugnis vom Kampf der Gegenwart sein. Was wissen wir von den Völkern, denen der Widerglanz durch den Schaffenden fehlt? Unrecht, das man ihnen antat, klagt nicht mehr, ihr Recht blieb stumm und ihre Kinder wissen nicht von ihrem Opfer.

Solche Aufgaben erziehen zu einer größeren Schau, als sie der Kampf des Alltags erlaubt; sie zwingen zudem, uns ein Bild über die Neueinfügung unseres Volkes zwischen Morgenland und Abendland zu machen. Das wird nichts vom Gewaltverlangen romanischer Staatskunst enthalten. Wohl aber wissen wir vom alten Reich her: von der europäischen Mitte, von einer sinngebenden und auftragerteilenden Mitte wird der Bund ausgehen — anders als der Völkerbund der Sieger —, in dem gegen das Recht der Stärkeren der Mensch in seinem sittlichen Beschluß, in seinem Glauben, in seinem Sprachwillen über sich selbst entscheiden darf, in dem ein Volk neben dem anderen sich bewähren und die großen Minderheiten auf historischem Boden sich schützen dürfen.

Es sind gewaltige Ziele, die uns, unserem Volkstum und den Völkern gestellt sind, aber nur die kleinen Geister haben das Recht, vor ihnen zu scheuen. Berufung der Dichtung ist's, die Einheit deutscher Volkheit wach zu halten, sie im Glauben zu erheben und ihren glühenden Geist nach dem Wort der Schöpfung, die sie berief, zu schützen und tragen zu helfen. —

Ich habe damit einige Fragen, die uns gegenwärtig am wichtigsten scheinen, kurz gestreift; es klang vielleicht, als wollte ich die anderen, die zeitfernen Werke des Dichters demgegenüber zurückstellen. Ich stelle sie voran, und der Grund gehört wieder nahe zu dem, was man von mir zur Antwort will.

Wir haben bisher gleichsam vom Volkstum als Gemeinschaft gesprochen, von einem seelischen Wesen, das nur metaphysisch erklärbar ist.

Wir sprechen jetzt von der Zielsetzung für den Einzelnen,

der, Bruder, Freund und Sprachgenosse, mit uns die Gemeinschaft darstellt, der aber als Mann jeden Augenblick selbständig über sich entscheiden will. Vielleicht wird dieser oder jener, erzürnt vom Subjektivismus der letzten Jahrzehnte, bei diesen Worten die Stirn krausen. Aber die Lösung von jener Zeit, welche die Grenzen zwischen Gut und Böse durch die Dialektik des Relativismus aufhob, die Überwindung der psychoanalytischen Periode, die den Einzelnen von der Selbstrechtfertigung entband, verlangt auch ein neues Bekenntnis zum Willen neben dem nur Lebendigen in uns. Sie setzt das Bekenntnis zur Freiheit dieses Willens voraus, ohne den keine Ehrfurcht, keine Güte, keine Liebe, keine Neue denkbar ist. Sie läßt uns wissen, daß die großen Entscheidungen im Leben der Völker nicht durch die Masse, noch durch die kleinen Götter, sondern durch die Männer bestimmt werden, welche die Zeiten vorbereiten und ihren Geist reif werden lassen.

Und wenn ein anderer sich abwenden möchte, weil er glaubt, daß in uns schlummere, was wir mit wachen Sinnen nicht verstehen, daß ein Göttliches in uns zu ewiger Wiedervereinigung ruft, so wird doch gerade dieser Glaube fordern, daß die Zeit dieses Lebens erfüllt werde, daß der Posten zu halten ist, an den uns das Schicksal gestellt hat, daß wir ihn als Mann zu erfüllen haben, einerlei, ob wir zu leichterem oder zu schwerem Leben berufen sind — ach, vielleicht ist das schwerere Leben nur der höhere Auftrag, und wir dürfen lächeln über die, welche meinen, das Leben sei allein zum Tanzen da.

Wenn ich also von der letzten, von der zeitlosen Aufgabe der Dichtung spreche, so weiß ich, daß sie Verklärung, aber auch Erhebung des Führers nach schicksalsschwerem Vorbild bedeutet.

Allerdings: niemand vermag jenen Führer, Soldat, Dichter oder Priester zu rufen. Eine Gnade ist's, wenn die rechten Männer aufstehen. Gesinnung und guter Wille helfen nichts; sie sind ein ärmliches Unterfangen neben dem Wort, das eine Zeit prägt, das über Sturm und Demut einer Volkheit entscheidet. Niemand vermag auch den kommenden Männern durch die große Einsamkeit zu helfen. Wohl aber vermögen wir die Selbstsucht der Kleinen mit dem Feuer des Glaubens und dem Schwert des Hornes auszutreiben. Wohl aber vermag die Dichtung das heldhafte Geschehen zu verklären und damit den Einsamen in den Stunden des Verzagens zu trösten.

Darf, was wichtig ist, noch einmal zusammengefaßt werden? Ein Volkstum wird wesentlich in seiner Dichtung. Seine Taten und seine Toten sollen sich den Nachkommen im Glanz erheben. Nicht die Schlachten, sondern der Wille der Führer, der ihnen voranging, entscheidet die Geschichte, und ein Lied gibt Bericht über ein Jahrtausend. Wir haben bewegte Zeiten ohne Dichtung hinter uns, sie klingen uns leer oder sind schon verklungen. Wir kennen Zeiten, in denen ein Wort das Schicksal von Völkern bestimmte, sie demütigte oder ihnen Wege ins Neue wies und ihre Erregung verklärte. Die Dichtung suche also ihr Volk. Sie will aber auch Widerhall finden. Erst im Einklang beider wächst ein Volkstum seiner Selbstverwirklichung zu. Wer für seine Nation eifert, muß auch ihrer Seele verschwistert sein, sonst fehlt ihm das Recht.

Mit Seufzen, nein, mit aufglühender Freude denken wir der Aufgaben, die vor uns liegen. Sie sind nötig, weil es Europa verwirrt, wenn das Volk der Mitte vor seinem Auftrag versagt; niemals wird Recht in ihm herrschen, solange Wirtschaft und Gewaltpolitik die Furchen um die Länder ziehen und wir nicht die natürlichen Grenzen des geistigen Willens fordern und finden. Sie sind nötig, zum andern, für die Bildung einer klaren deutschen Überlieferung wie auch für die Prägung des Gesichts der Gegenwart; sie sind notwendig für den Zusammenhalt deutscher Volkheit und für die Vorbereitung der Führer.

Gehen wir also ans Werk, Nation und Dichtung: unser Selbstbewußtsein zu schärfen, ein gedemütigtes Volk zu erheben! Um sein Wort ins Ewige klingen zu lassen.

Meine Mutter.
Kohlezeichnung
von Hans Thoma.



Frau und Gemeinschaft.

Von Elisabeth Vormeyer.

II.

(Schluß.)

Unwillkürlich fällt unser Blick aus der Gegenwart unserer Gemeinschaft hinaus in die Tiefe der Geschlechterfolge. Aus den Generationen der Vergangenheit winken sie uns zu, die sich uns überantwortet haben und in uns leben und so Gemeinschaft mit uns haben; und nach der anderen Seite geht unser Blick in die Zukunft, wo vielleicht ein wenig von uns weiterleben wird in Gemeinschaften, welche die schaffen, die nach uns kommen.

Und auch die Gegenwart weitet sich für uns. So wie aus den Selbstbildnissen großer Künstler das Leid der ganzen Kreatur spricht, so wird auch uns bewußt, daß im Grunde so wenig Unterschied ist in unserem Leben und dem der andern. „Denn unser Leben fliehet schnell dahin, als stögen wir davon“,

sagt der Psalmist. Unser Leben, unser aller. Junge Menschen und Kinder können diesen Vers ohne Erschütterung sagen. Für sie ist der Bezirk des Sterbens außerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft. Aber uns andere, uns rührt es an. Wir dürfen nicht in den Tag hineinleben, denn es ist sicher, daß uns unsere Aufgabe so gesetzt ist, daß alle Tage genutzt werden müssen. Je eher wir von der Belanglosigkeit und Vergänglichkeit unseres Lebens, gemessen am Göttlichen, überzeugt sind, desto leichter und unmittelbarer erleben wir die größte aller Gemeinschaften, die es gibt: die aller Kreatur, die ihren Ausgang hat und ihre kurze Hoch-Zeit, und die sich dann zum Sterben legt. Wenn wir dies ganz erleben, wird die Not und Mühsal unserer Nächsten unsere eigene, und viel mehr als das: dann wird auch die Mühe, die ein anderer sich macht,

dessen Gemeinschaft wir ganz ferne stehen, und das Leid, das er hat, zu etwas Vertrautem und erweckt in uns das Mit-Leid.

Diese Schicksalsgemeinschaft aller Menschen sollte uns Frauen immer dann vor Augen sein, wenn wir anderen Gemeinschaften, die sich innerhalb der großen Schicksalsgemeinschaft bilden, unsere Zustimmung versagen zu müssen glauben. Jedes Mitglied einer Gemeinschaft ist einer Mutter Schoß entsprossen, jedes hat als Kind um einer Mutter Knie gespielt, sei uns der erwachsene Mensch und seine Gemeinschaft jetzt auch noch so unbegreiflich und vielleicht unerträglich. Niemand ist dem Leben, dem erwachenden und vergehenden, so nahe wie die Gemeinschaft der Frauen. Von den ungezählten Frauen auf der Erde, die täglich, stündlich, jetzt in diesem Augenblick, in Kindesnot sind, wird immer wieder jede Gemeinschaft im Laufe der Zeit mit neuen Menschen aufgefüllt. Ach, daß es die große Gemeinschaft der Mütter gäbe, mit dem allumfassenden Gefühl und zugleich verständigen Wissen um das Hilfsbedürftige auch in jedem erwachsenen Menschen.

Aber es kann sie ja nicht geben. Der Gemeinschaften sind zu viele, zu sehr entgegengesetzte, und die Mütter selbst sind als Individuen doch dem Wertmaßstab ihres Lebenskreises und den Weltanschauungen ihrer Zeit unterworfen. Auch die Mütter leben ja nicht nur in einer einzelnen Gemeinschaft, der Familie, wie sie manchmal glauben, denn durch die eigenen Familienmitglieder, die auch andern Gemeinschaften angehören, wird der Familienkreis von manch anderen Kreisen geschnitten, wenn nicht teilweise überlagert. Die Mutter, wenn sie heute echte Mutter ist, kommt mit dem Gefühl allein gegen die fremden Einwirkungen nicht an, sie muß denken, kritisieren, verstehen! Deshalb müssen wir wach sein und uns bewußt werden der uns unbewußt leitenden geistigen und seelischen Kräfte.

Unser Allerbestes, die mütterliche Liebe, muß sich paaren mit der Einsicht, ewig Gültiges mit zeitlich Begrenztem.

Nun liegt in vielen Frauen unserer Zeit eine Sehnsucht, zurückzukehren in eine Lebensform, wo alle diese Dinge der Öffentlichkeit sie nicht berühren können. Auch die jungen Menschen begehren auf gegen eine Gesellschaftsordnung, die ihnen teils platt verlogen vorkommt, teils belastet mit so viel Ballast aus Verpflichtungen, die sie nicht anerkennen mögen, daß sie nach einem neuen Idealzustand suchen. Für die Frau heißt das: Rückkehr zur Natur und, was dasselbe ist, zu ihrem eigentlichen Beruf: Ehe und Mutterschaft.

Gewiß bedeuten eine Betätigung in der Ehe und Mutterschaft an sich das holdste Glück für ein Frauenleben. Aber mit dem bloßen Frau- und Muttersein ist es nicht getan, war es auch nie getan. Immer ist dabei eine Beziehung gewesen auf die größere Volksgemeinschaft, wie sie sich gerade in ihrer Struktur darbot und Mitwirkung erforderte. Es ist nicht möglich, daß Frauen von Wert sich mit ihrem ganz zeitlosen Glück irgendwo einspinnen könnten. Bußenscheibenhypothese, so verführerisch sie klingt, entbehrt der Wahrhaftigkeit. Was für Frauen saßen denn in Wirklichkeit hinter den Bußenscheiben? Denken wir an das erschütternde Leidensgesicht von Dürers Mutter oder an die gehaltene Resignation von Holbeins Gattin! Ach nein, auch die Fürstinnen jener Zeit sehen nicht danach aus, als ob sie viel gelacht hätten. Deutsche Herzoginnen litten bitterste Not in ihrem Wittum, weil die Söhne sie nicht unterstützten, und selbst in Italien, wo sonst um 1500 die Stellung der Frauen beachtlich hoch war, verzehrten sich die Mütter reicher und hochgestellter Familien in

Sorge um das Schicksal ihrer Kinder, wenn Verbannung, was sehr häufig eintrat, den Gatten und damit seine ganze Familie traf.

Vielleicht sollten wir Frauen mehr Frauenbriefe lesen, aus allen Jahrhunderten, aus allen Schichten, soviel wir ihrer habhaft werden könnten. Dann wüßten wir, daß unser Schicksal tausendfach vor uns gelebt wurde, verschieden gefärbt nur durch die Zeitumstände. Man wird des Mittelalters mit seiner falschen Trautheit erst recht bewußt, wenn man an die Hexenprozesse und Verbrennungen denkt. Da haben auf dem Scheiterhaufen Frauen gestanden, Mütter, Jungfrauen, und drunten haben Frauen, haben Mütter ihre Kinder hochgehoben zur Qual der andern. Mehr als alles andere zeigt diese Tatsache der Erbarmungslosigkeit, daß damals, auch damals die Frau nicht nur der Ehe und Mutterschaft leben konnte. Einer anderen Gemeinschaft gehörten sie an, die ihrem Fühlen die Milde nahm, einer religiösen mit fanatischem Eifer, der sich gegen das eigene Geschlecht am meisten kehrte. Aber die Madonna? Die vielen Madonnenbilder? Liegt nicht darin doch ein Beweis für die Verherrlichung der Mutterschaft damals? Gewiß, aber die Bilder entsprangen vorherrschend dem tief religiösen Gefühl der Maler. Es

kommt ihnen fast immer auf das Kind an, auf die Inkarnation des Göttlichen, das sie so oft darstellen mit weissen Augen und bedeutungsvoller Geste, während die Mutter, besonders bei den Italienern, aus kindlichen Augen holde Lieblichkeit strahlt, aber keine Reife der mütterlichen Frau.

In die Blutsgemeinschaft der Familie hat uns unsere Mutter geboren, für die Wahlgemeinschaft unserer Ehe sind wir bis ins letzte selbst verantwortlich. Und keine der Gemeinschaften ist so sehr Gefahren ausgesetzt wie gerade diese eng-

ste Gemeinschaft zu zweien. Es scheint, als ob heute ein anderes Eheideal hochkommt. Ich meine nicht im Hinblick auf den Zeitpunkt des Vollzugs und im Hinblick auf die schnelle Lösbarkeit der Ehe. Das sind genau genommen immer noch Außerlichkeiten gegenüber der Frage, wie sich zwei Menschen ihre Ehe gestalten wollen. Es scheint, daß in der Ehe die ideellen Güter eine Betonung bekommen gegenüber den materiellen, und daß die ideellen etwas sind, was nicht die Frau einbringt, woraufhin sie sich dann gewissermaßen zur Ruhe setzen könnte, sondern etwas, das in gemeinsamer innerlicher Arbeit immer wieder errungen werden muß. Also Gemeinschaftsbesitz statt Mitgift, wirkliche Seelengemeinschaft statt leerer Möbelgemeinschaft. Das Gemeinschaftliche braucht gar nichts Großartiges zu sein, aber es ist vor allen Dingen etwas gemeinsam Erarbeitetes. Das kann ein Verstehen sein weit über die Schranken des jeweils Männlichen oder Weiblichen hinaus; wie ein webendes Leben, das man immer den beiden Menschen anmerken kann in der Geste, im Blick, in der Haltung. Sehr undurchsichtig für andere im Vollzug ihres gemeinschaftlichen Verstehens, sind diese Menschen füreinander durchsichtig wie Glas.

Es kann auch ein einziges Liebeswort sein, das eine Gemeinschaft so festhält, weil es Essenz ist einer ganzen Fülle schwerwiegenden gemeinschaftlichen Erlebens. Das kann eine Verzeihung sein, dem Manne eine ganze Weile in Selbstbeherrschung von der Frau gewährt, bis sie der Mann eines Tages begreift und zum gemeinsamen Besitz macht dadurch, daß er vergilt, was ihm Liebes getan, und dadurch wiederum die Frau zu größerer Entfaltung ihrer Seelenkräfte bewegt. Das

Meine Mutter.

Ich trug schon einen grauen Bart,
Und war doch immer noch ihr Bub ...
Als meine Mutter starb,
Da fühlte ich
Zum ersten Male,
Daß ich alt geworden.

Hans Thoma.



Mutter.
Kohlezeichnung
von Käthe Kollwitz.

Aus dem „Lied von der Mutter“.

Mit Genehmigung des Verlages A. v. d. Becke, Berlin.

kann ein Hineinhören des Mannes sein in das Stimmen-
gewirr aus anderen Gemeinschaften, die der Frau sehr wichtig
und sehr teuer sind, bis dann vielleicht erst, wenn die Kinder
groß sind, sein stilles Zurücktreten Würdigung findet in einer
schönen Altersliebe. Solange aber eins von beiden das andere
noch trägt, es für würdig hält, getragen zu werden, solange
ist eine Gemeinschaft da. Wenn aber eins das andere fallen
läßt, dann erst ist die Ehe aus, dann ist auch jede andere Ge-
meinschaft zwischen Menschen vorbei.

Die Gemeinschaft einer Ehe kann aber auch gleich von An-
fang an fest bestehen und kann in stetiger Vorwärtseentwicklung
inniger, fester und menschlich ganz reif werden. Das ist dann
freilich ein Glück und eine sehr große Gnade. Und aus diesem
Vorn steter innerlicher Beglückung quillt eine Dankbarkeit,
die sich nur erschöpfen kann im Tun für den andern und im
Formen an sich für den andern.

Weil jeder Mann und jede Frau, die eine Ehe schließen,
individuell veranlagt und auch ihre Anlagen für ein Gemein-
schaftsleben nur ganz einmalige sind, kann kein Mensch eine

Norm für das Gemeinschaftsleben der Ehe aufstellen. Selbst
wenn man nur die ausgeprägten Charaktertypen zugrunde
legen wollte, die der bekannte Philosoph Spranger aufstellt,
was kämen schon da für Möglichkeiten einer Mischung zu-
stande! Es könnten zwei ökonomische zusammentreffen, oder
zwei ästhetische, aber, was viel wahrscheinlicher ist, ein öko-
nomischer mit einem ästhetischen, oder ein religiöser mit
einem sozialen — alles Möglichkeiten, die nur erst die
Grundlage zur Gemeinschaftsbildung legen können ohne Be-
rücksichtigung aller sonstigen Kräfte. Immerhin wird die
Frau Liebe geben und Schutz dem, was kindlich und vertraulich
im Manne ist, was er aber nur in engster Gemeinschaft zeigen
mag. Für berufstätige Frauen wird eine gewisse Schwierig-
keit zu überwinden sein, die darin liegt, daß sie den Menschen
ihres Berufskreises, der sich zur Geltung bringt und bringen
muß, zu Hause auswechselt gegen einen andern, der sein Gel-
tungsbedürfnis ruhig beiseite läßt; denn jede Liebe des Part-
ners erhöht schon über die Maßen. Wird sie wahrhaft ge-
liebt, so erschrickt sie fast vor ihrer eigenen Geltung.

Aber die Kultur einer Zeit, möchte ich meinen, färbt sich immer nach der Einstellung ihrer Frauen zur Ehe. Wenn ein Jahrhundert, wie das achtzehnte, von den Frauen ohne Bedenken erwarten durfte, daß sie ihre Mädchenkinder verkuppelten und den Kindjungen die Ehe lediglich als Formalität darlegten, nach der erst der Zugang zum Leben möglich war, dann mußte dieses Jahrhundert mit Donner und Blitz enden und Revolution und Bürgerkrieg ein solches Frauengeschlecht begraben. Zynismus vor der Ehe ist von vornherein der Tod jeder Ehe. Immer will in jeder Generation freilich ein Zerlegendes aufstehen, das die Sittlichkeit der Lebensgemeinschaft zweier Menschen bedroht. Es hilft nicht, man muß das erkennen und sich darüber aussprechen.

Heute, könnte man meinen, ist die weibliche Jugend glücklich vorbereitet für die Ehegemeinschaft. Sie hat eine Ausbildung auf guter Grundlage gehabt, wenig Berufe sind ihr prinzipiell verwehrt, sie kennt den männlichen Charakter, jedenfalls den des männlichen Jugendlichen, aus Bünden und Ausbildungsgemeinschaften, ist selbst klarichtig, selbstbewußt. Eine letzte Anstrengung von den Frauen aus könnte daher vielleicht neue Impulse in das Gemeinschaftsleben werfen. Vielleicht können wir helfen, die Gemeinschaft wiederherzustellen in einer Form, daß Männliches und Weibliches in der Kultur eine Verschmelzung eingehe, die für unsere Zeit geeignet ist.

Wir sind heute ein wenig zu sehr mit uns beschäftigt und übersehen dabei vielleicht, daß auch die Not des Mannes nicht übertroffen werden kann. Wenn wir z. B. an die entsetzliche Ratlosigkeit der Wirtschaftskonferenzen denken, dann müssen wir schon auf eine symptomatische Erscheinung schließen. Es wäre uns Frauen ein leichtes, hohnzulächeln und zu sagen: Da seht ihr es, das habt ihr seit zwanzig Jahren aus den menschlichen Gemeinschaften gemacht. Wir könnten das sagen. Aber was hätten wir davon als einen bitteren Triumph!

Nein, unser ist der Aufbau. Unser ist die Wahrung alles dessen, was wir in diese brodelnde Zeit an Sitte und Gesinnung hinübergerettet haben. Wir müssen nicht flüchten, wir müssen den Mann an der Hand fassen und ihn von den Jupiterlampen seiner Existenz weg langsam ans Tageslicht führen. Dann, wenn der Beruf für den Mann wieder eine Gefühlsbefreiung bekommen hat, eine Beseelung und nicht den einen Zweck des Lebensunterhalts, dann können wir Frauen immer noch tun, was uns unser Glück bedeutet.

Wir Frauen haben eine Abneigung gegen Verordnungen. Das wird uns fälschlich immer so ausgelegt, als hätten wir keinen Sinn für Ordnung. Aber gerade wir Frauen lieben die Ordnung der Dinge von altersher, schon weil sich das Keimen des Lebens, das wir Frauen zu überwachen haben, in uns selbst und in der Natur, an ganz bestimmte Ordnungen hält. Man könnte uns eher vorwerfen, wir hielten zu sehr fest an der überkommenen Ordnung, am Besitz, sei es nun materieller oder ideeller Besitz, an wirtschaftliche oder ethische Güter.

Es hat den Anschein, als neige unsere Zeit infolge der vorhin erwähnten Wirtschaftsgesinnung dazu, unsern überkommenen Besitz an sittlichen Forderungen, eben die Sitte, abbrockeln zu lassen.

Man wird von der Jugend immer eine Auflehnung gegen die Ordnung des Alten erwarten dürfen. Das war nicht nur heute, das war immer so. Aber die Verneinung richtete sich sonst gegen die Tradition, gegen die Konvention, gegen das Banale und Verbogene und Zeitgebundene, das ja nun auch jeder Sitte anhaftet. Es hat nichts geschadet, wenn die Münze, durch langen Gebrauch etwas blind und beschmutzt, von der Jugend blankgerieben wurde. Aber heute, heute hält sie sie abwägend in der Hand und weiß nicht, ob sie sie nicht fortwerfen will.

Heute ist die Jugend zu ihrer Berufsnot hinzu in einer großen Krisis der sexuellen Dinge und damit in einem Kampf um eine neue Sitte. Denn die Ordnung zwischen dem Trieb des einzelnen Menschen und dem Recht der Gemeinschaft ist eben die Sitte, auch in Beziehung aufs Erotische. Sitte ist, ich möchte sagen, das Generationengewissen. Und als Gewissen etwas so mit dem Übersinnlichen Verknüpftes, daß es gerade im Bezirk des Sinnlichen und Sexuellen zu Zusammenstößen kommen muß. Und nun versucht die Jugend, damit ein Ausgleich geschaffen werden kann, ihrer Gemeinschaft und damit der Ehe eine andere Bedeutung zu geben.

Wir wollen das Problem nicht bequem anfassen. Wir könnten sagen: Die Ehe in ihrer heute bestehenden Form als Einehe ist eine mit Strömen von Blut und Tränen erkämpfte seelische Eroberung, wie Gertrud Bäumer einmal sagt. Aber damit ist noch keinem jungen Menschen geholfen. So wie das Schamgefühl, dieser hochwichtige Seismograph eines innerlichen gewaltsamen Vorgangs, für körperliche Dinge im Kleinkind noch nicht entwickelt ist und deshalb auch auf seine Taten noch nicht bestimmend einwirken kann, so ist das Scham-

gefühl bei Jugendlichen für seelische Dinge auch nur nach einer Seite hin entwickelt. Schamgefühl vor sich selber, vor Menschen, die er liebt und ehrt, besitzt der Jugendliche in überreichem Maße. Aber als Erzieher macht man immer die Erfahrung, daß er das „Schamgefühl vor der Idee an sich“ noch nicht kennt. Die Idee einer überkommenen Sitte in bezug auf erotische Dinge ist dem Jugendlichen wenigstens heute keine so feste Schamgrenze mehr, wie sie es früher vielleicht war. Und dazu will es ein geradezu tragisches Verhängnis, daß nirgends so wenig wie gerade im Sexuellen besonders der weibliche Mensch sich aus seinen Erlebnissen zurückzunehmen vermag. Hinterher, beim reiferen Menschen, wenn die Gemeinschaftsgefühle stärker geworden sind, dann ist das Erkennen da, aber bittere und gewalttätige Schicksale haben erlitten werden müssen, wenn das Gesetz der Gemeinschaft gebrochen wurde, denn die Gemeinschaft als solche rächt sich in einer unerbittlichen Folgerichtigkeit an allen denen, die es wagen, ihre Gesetze zu brechen. Der jugendliche Mensch — das ist das hier Bedeutsame — gleitet ja gerade aus der Blutsgemeinschaft seiner Kindheit in die Wahlgemeinschaft seiner reifen Jahre aus Verantwortungslosigkeit zu Verantwortungsbewußtsein hinüber. Da gibt es natürlich Augenblicke, wo er sich ausgestoßen sieht aus der einen und die Pflichten der andern gegenüber noch nicht anerkennt, sich ganz als Individuum fühlt und sich danach benimmt. Ein ewig gültiges Gesetz will, daß diese Zeitspanne ausgefüllt werde durch

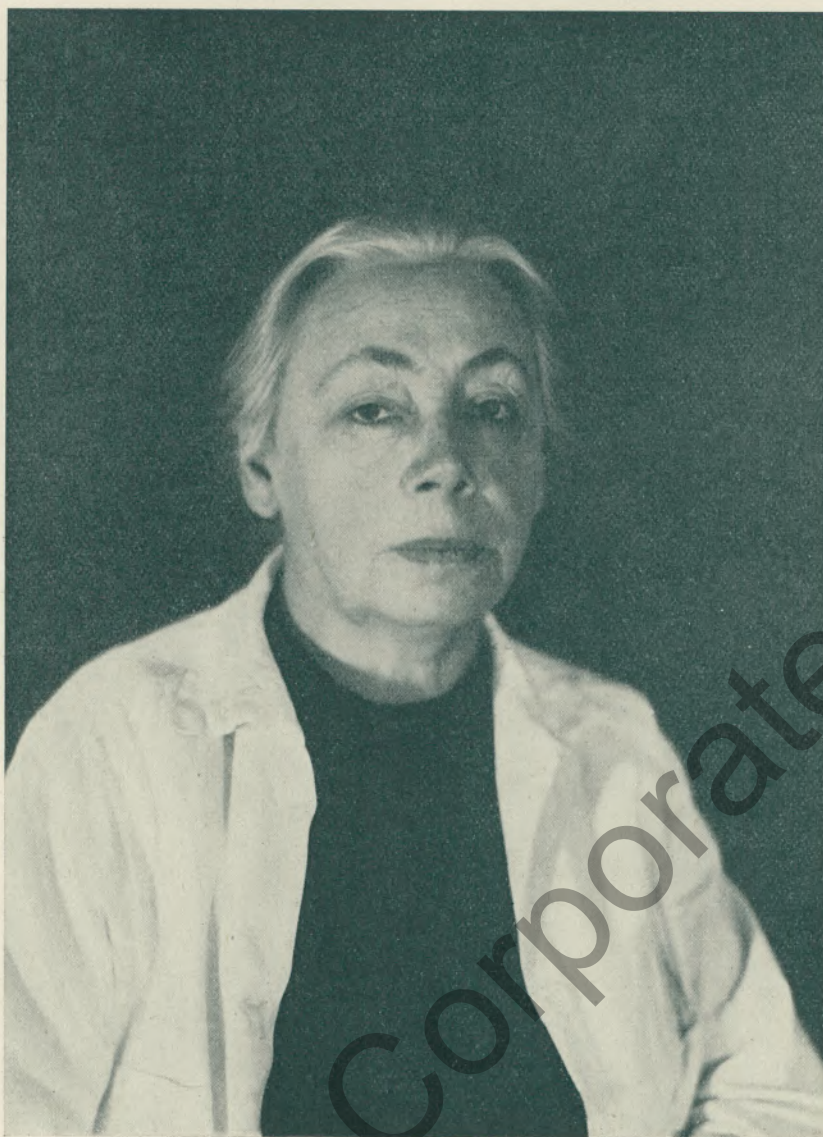
Wo heet dat Lied?

*Wo heet dat Lied, dat Mudder sîng
Det Obends, wenn dat schummer weer
Un bloot de Wandklock heemlich gîng?
Ik weet de Melodie nich mehr . . .*

*Un de Geschicht, wo was se man,
De oll Geschicht, de Mudder wîst?
Dat de mi keen vertellen kann,
Ach, dat ik de vergeten mîst . . .*

*De oll Geschicht, dat leeve Lied,
Ach, hört ik de doch eenmal bloot
In'n Schummern as to Kinnertid
Vertell'n un sing'n — wo weer dat good. —*

Max Lindow.



Die Malerin
Käthe Kollwitz.

Lichtbild: Mauritius.

die Gemeinschaft des reisenden Individuums mit sich selbst. Frauen, die als Erzieher und Mütter junger Menschen diese Fragen zu durchdenken haben, sind in besonders schwieriger Lage. Junge Menschen verabscheuen Kompromisse, und ihre Mütter und Erzieherinnen wissen, daß es ohne Kompromisse nicht geht.

Der Kernpunkt des Problems liegt meines Erachtens beim Kinde, das in freien Gemeinschaften ja nicht gewünscht wird. Um der Kinder willen, die diese prachtvollen, gesunden und schönen, jungen Menschen noch haben könnten und haben, darf man nicht dabei aufhalten, daß man zu ihrem Tun nur ja oder nein sagt. Es muß zweierlei getan werden: Einmal muß, muß die Wirtschaftsnot von uns genommen werden; und wenn man das in Genf oder Lausanne noch nicht verstanden hat, daß es um Tieferes noch geht als um die Reparationen, dann müßten noch einmal Millionen von Frauenbriefen geschrieben werden, nicht für den Frieden, sondern für die ungeborenen Kinder. Denn was nützt den Frauen und Müttern der Frieden, wenn sie ihr junges Geschlecht welken sehen, ohne daß es Kinder haben kann. Und zum zweiten müssen alle Frauen, die mit jungen Menschen in Berührung kommen, versuchen, von dieser Seite aus das Problem zu beleuchten. Denn so, wie wir und unsere Mütter Briefe und Andenken vernichteten vor der Eheschließung, einfach aus dem Gefühl heraus, daß gute Sitte, innerliches sittliches Gefühl dies so will, so möchte auch in Zukunft jeder weibliche Mensch, sobald die große Liebe kommt,

alles Frühere ausgeschaltet wissen. Aber nicht wie Briefe und sonstige Andenken vergeht dann die Erinnerung, die Erinnerung an Schwereres. Und es würde eine fast unmögliche Aufgabe sein, in der Gemeinschaft mit sehr geliebten Kindern und dem Manne die Erinnerung an schwerwiegende sexuelle Erlebnisse still zu ertragen. Reinheit mit Vorbedacht ist mehr wert als Wissen um jeden Preis.

Und wie hat sich nun der Begriff Sitte für die jungen Männer unserer Zeit gewandelt? Die Tradition des zweierlei Rechts ist zum Glück überwunden, wie überhaupt ein Herausrücken aus der Sphäre des Sexuellen sich bei den jungen Männern bemerkbar macht. Dadurch wird eine größere Einwirkung der Mutter und ihrer Anschauungen über Sitte möglich. Es ist ja an und für sich ein Wunder, daß die Frau ein anders geschlechtliches Wesen zur Welt bringen kann; und gerade diese Tatsache ist es ja, die in Urzeiten der Frau die mystische Verbundenheit gab mit der Mutter Erde und sie in vielen Religionen an den Anfang alles Seins erhob. Da ist Ishtar, die große Mutter von Babylon, Schöpferin aller Dinge, Himmels- und Erdkönigin, da ist die Proserpina Demeter der Griechen, da ist in Mexiko die göttliche Mutter, bei deren Tanz die Erde bebt, da ist in Ägypten die große Göttin Neith mit dem Geier auf dem Haupt. Die Inder, Meister der metaphysischen Spekulation, haben in ihren Veden als Schöpfungswort, aus dem alles Seiende entspringt, die Göttin Vac. In den Beziehungen der Mutter

zum Sohne wird immer eine schwermütigere Note mitschwingen als in denen zur Tochter. Höchste Vollkommenheit seiner Gattungseigenschaften ist ihr geheimer Wunsch, und es bedeutet für sie höchstmögliche Entfernung aus ihrer Gemeinschaft von ihr, einstweilen. Sehr schön sind diese Probleme behandelt in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ und in zwei wertvollsten Frauenbüchern unserer Tage, in Ina Seidels „Wunschkind“ und in „Renée und Rainer“. Die große Mutter entfernt den jungen Sohn Rainer von sich, schafft Distanz, wehrt ihm, neben ihr zu bleiben. Sie stößt ihn hinaus, wie es die großen Göttermütter taten, weil es so sein muß zur Vollendung seines Mannwesens, und schon die Göttinnen mußten, daß es oft der Weg zum Tode war. Als schwarze Mütter waren sie die Todgebenden, wie sie als weiße das Leben gaben. Ishtar — so berichtet die Sage —, die große Göttin, ließ ihren Sohn ertrinken, sie raubte ihn als schwarze Mutter in die Unterwelt, während oben im Licht ihre Doppelgestalt mit tränenüberströmtem Antlitz dem Sohne nachsah.

Alle Mütter wissen um das fast Untragbare, den Sohn zu verlieren. Aber von diesem furchtbaren Schicksal, daß sie ihm mit dem Leben die unaufhaltsame Fahrt in den Tod geben, sind zum Glück die jungen Söhne nicht befremdet. Geschieht es doch einmal, wie z. B. in dem Roman „Söhne und Liebhaber“ des Engländers Lawrence, so folgt daraus eine Verbundenheit zwischen Mutter und Sohn, die jede andere Bindung fast ausschließt. Gerade in den Jahrzehnten nach dem Weltkrieg ist die Mutterschaft von der heranwachsenden Generation als neues verehrungswürdiges Symbol aufgestellt worden. Das Opfer der Mütter des Krieges ist nicht umsonst gewesen. Eine neue Zeit bricht an, in der die Mütter wieder mehr die Sitte bestimmen, in der für junge Männer vielleicht einmal wieder der höchste Schwur sein wird: „Bei den Tränen meiner Mutter“, wie es die jungen Männer der Hottentotten sagen. Die Einrichtung der Muttertage, nie wäre sie möglich gewesen in dieser Erlebnistiefe in den Jahren vor dem Kriege, und die zweifache Moral — wurde sie vom Mutterrecht oder vom Vaterrecht gebilligt? Es wird die Zeit kommen, und sie ist schon im Entstehen, wo die Söhne wiederum die Sitte von der Mutter lernen, und, noch soweit von ihr entfernt, der Mutter Empfinden als eigenen Wertmesser in der Seele tragen.

Dazu ist aber nötig, daß hinter der Sitte, der aus Tausenden von Geschlechterketten überlieferten, in jeder einzelnen Frau ein besonderes sittliches Bewußtsein lebendig ist. Das fühlen die jungen Menschen zum Erschrecken deutlich, ob ihre Erzieher Persönlichkeiten sind oder nicht. Nachbeten, was Sitte vorschreibt, verallgemeinern auf jeden Fall in jedem Fall geht nicht mehr an. Dazu ist das Leben des Individuums zu vielgestaltig und kompliziert, als daß nicht jedesmal das sittliche Bewußtsein bei der Anwendung der Sittengesetze ein Wort mitsprechen müßte. Sitte ist das Formale und wandelbar in der Gemeinschaft, Sittlichkeit ist der Funke des Göttlichen und ewig und unsterblich in jeder Gemeinschaft.

Aber das wäre ja ein Bruch des Gemeinschaftsgedankens? Doch nicht, denn aus den sittlichen Forderungen jedes einzelnen kristallisiert sich der Maßstab für die Sitte der nächsten Generation heraus.

Die Ehe oder Freundschaften, als die kleinsten aller Gemeinschaften, zeigen am klarsten, was ich meine. Das reine Wollen von Glück, Freude, Genuß ändert sich da so, daß es zum Sollen wird, weil es unser Gefühl für den andern so will. Durch die Wechselwirkung zwischen Ich und Du vollzieht sich die reine Klärung der egoistischen Triebe zur sittlichen Tat. Das echte Sittliche geht dann über die egoistische Forderung hinaus in das reine Gebiet des Wahren, Guten, Schönen. Wir wissen ja alle, daß wir niemals bereiter sind,

wahr, gut, schön zu sein, als wenn wir wirklich lieben. Wir sind uns dann nichts, aber wir haben dann eine beispiellose Aktivität, die vom egoistischen Wünschen des einzelnen himmelweit entfernt ist. Ja, himmelweit. Die Liebe zu dem Du, zu der Gemeinschaft brandet dann in die Gottesliebe hinein, womit in Wirklichkeit die höchst erreichbare Gemeinschaft erreicht ist, denn Liebe zu Gott bedeutet Liebe zu allem Irdischen als einem Schatten Gottes. So ist der Heilige Franz zu verstehen, so die Märtyrer, und so auch, wenn auch in ganz anderem Abstand, der russische Mensch bei Dichtern wie Dostojewski, Tolstoi.

Durch das Erlebnis der Gemeinschaft also, in der jede Erfüllung Dank auslöst und dadurch neue Spannung erwächst, bekommt eine Lebensbetätigung überhaupt vielleicht erst einen Sinn. Sonst wäre unser Leben, an sich ja auch Welle um Welle, im Grunde eine armselige Begebenheit. Und man müßte sich auch die Frage vorlegen, ob ein einzelner Mensch von sich aus so leicht den Weg zu Gott fände, zum Gotteserlebnis in irgendeiner Form. Diese ruhelose Wechselwirkung in der Gemeinschaft ist ja nichts anderes als beständig erneuerte Wertbildung, die sich um einen absoluten Wert lagert, eben um das Göttliche. Ohne diese höchste Stufe eines Gemeinschaftslebnisses, ohne das religiöse Gefühl, ist alle Kulturbemühung immer in Gefahr, zu verebben. Bedingungslose Hingabe übt sich am leichtesten im Religiösen.

Ich bin weit davon entfernt, einer Gemeinschaft den Wert abzustreiten, die nicht sichtlich und betont im Religiösen verankert ist. Grundbedingung aber für die Dauer jeder wertvollen Gemeinschaft ist, daß ein Teil ihrer Mitglieder wenigstens den ewigen Widerspruch zwischen dem Vollkommenen und Unvollkommenen an sich in sich erlebt hat. Diese Krisis muß jeder Mensch einmal an sich durchmachen, dessen Leben wesentlich werden soll und für die Gemeinschaft wertvoll, ob nun in der Form einer Umkehrung und Bekehrung oder der einer allmählichen Annäherung an das Ewige. Heute ist das schwerer denn je, denn neben den Religionen, welche ihre zündende Macht, an früherem gemessen, eingebüßt haben, liegt ein Chaos von Wertideen.

Aber es kommt vielleicht gar nicht so sehr auf die Ausgeglichenheit an, als auf die Beseelung und Intensität des Lebens. Und da haben wir Frauen ja die eine große Kraft, die der Liebe. Liebe beseelt, Liebe holt Wesen aus dem Nichts, wahre Liebe ist ein Funken des Göttlichen. Eine Frau, die wahrhaft liebt, braucht man nicht nach ihrem religiösen Bekenntnis fragen, ihr Sein wird immer Segen tragen. Dieses unser größtes Gefühl behütet uns für alle Zeit vor der absolut verstandesmäßigen Einstellung. Aus Liebe kommt uns auf der einen Seite die Tat, die Anspannung zu neuer Läuterung, auf der andern Seite die Ruhe, das Verstehen.

Verstehen, das ist Duldung, es ist auch Hintansetzung des eigenen Ichs, es ist blitzschnelle geistige Kombination so gut wie mitsühlendes Herzbewegen, es ist Zuhören, Schweigen und Reden, alles zu seiner Zeit. Jedes Verstehen ist Gemeinschaftsvollzug.

Aus der Liebe heraus wehrt die Frau, hegt, beschützt sie, aus dem Verstehen unserer Zeit und ihrer Menschennöte wirkt sie selbstschöpferisch und gestaltend. So wird sie fähig, die Kultur zu erneuern und mit weiblichem Wesen zu tränken. Der ewige Verjüngungsprozeß innerhalb der Gemeinschaft, bisher physiologisch immer von den Frauen bewältigt, wird in unserer Zeit auch psychisch durch Leistungen von uns Frauen getragen werden müssen.

So wird in Zukunft unser Weg sein, ein steiniger Weg der Einsicht und der Tat. Verstehen wird noch oft soviel heißen wie in Dornengebüsch fallen. Aber solange der Griff der Hände noch nicht ganz gelockert ist innerhalb unserer Gemeinschaft, solange noch unser Gefühl in sie einströmen kann, solange man an uns glaubt, glauben wir selber.

Kameraden.

Von Heinz Thurlant.

Un einem hohen Himmel glitzerten die Sterne. Ringsum war es totenstill. Die Front lag wie ein müdes, schlafendes Tier, lang hingezogen, das sich durch Felder, Dörfer, über Hügel wand, zermüht von Granattrichtern, zerfleischt von Minen — schlafend, erschöpft, regungslos.

In einem Graben lag einer, auf die Brüstung gelehnt, und sah unverwandt in die Nacht hinaus. Mit bloßem Kopf, mit an den Schläfen schon ganz weißen Haaren, wie ein Schatten in dem ungewissen Dunkel. Im Unterstand schliefen sie schon lange. Sein Platz da unten war leer. Er konnte nicht schlafen. Es trieb ihn hier hinaus, unter den Himmel, der sich so unermesslich dehnte, in das Angesicht der dunklen, nur zu ahnenden Landschaft.

So stand er. Rührte sich nicht. War ganz woanders als hier in Glandern. Jgendwo. Weit hinten, in der Heimat. In einem kleinen Dorf. Vor einem schiefen, rohgezimmerten Zaun, hinter dem ein kleines Häuschen schlief. Dunkel. Nur den matten Sternenshimmer in den Fensterscheiben. Und dahinter Weib und Kind — Weib und Kind — so weit, so unendlich weit —.

Da rührte sich etwas im Graben. Kam langsam, Schritt für Schritt heran — zögerte — und lehnte sich dann an die Brüstung — hart neben den andern. Der wandte den Kopf — und sah ein fremdes Gesicht. Blutjung, blaß in dem Sternennlicht, mit weitoffenen Augen, doch mit einem harten, trostigen Zug um den Mund. „Neu?“ fragte er lakonisch.

Der Junge nickte. „Heute rausgekommen. Zehne. Die andern schlafen.“

„Wärste man lieber auf der Schulbank geblieben“, knurrte der Alte. „Hier war der Deubel los. Die erste ruhige Nacht seit vierzehn Tagen. Wenn das hier losgeht, kippste um, mein Junge.“

Der Junge sagte nichts. Lehnte bewegungslos in seiner viel zu großen Uniform an der Brüstung. Dann griff er in die Tasche. „Rauchen Sie?“

Der Alte wurde noch knurriger. „Natürlich rauch' ich — und zweitens: sag man ruhig du zu mir. Das is so üblich draußen. — Hasten 'n Zündholz? — Um Himmelswillen, runter mit den Dingen, Mensch — sonst kriegste gleich was andres rüber — sowas von Leichtsin — der will hier illuminieren. Du gloobst woll, wir spiel'n hier Blindenfuh, was?“

Der Junge wurde rot. Man sah es trotz der Dunkelheit. Der Alte schielte ihn halb von der Seite an. „Was is'n dein Vater?“

„Fabrikbesitzer.“

„Kiee eener an, Fabrikbesitzer. Keine Sache. Da wird dir hier das Essen aber nich besonders schmecken, du —“

Wieder schwieg der Junge. Der Alte paffte an seiner Zigarette. Sah wieder in die Dunkelheit hinaus. Eine ganze Weile. Dann nickte er bedächtig mit dem Kopf. „Na siehste — wie das so komisch is. Vielleicht sind wir uns früher mal begegnet. Du bist im Auto in die Schule gefahren — ich bin mit der Blechkanne in die Fabrik getippelt. Und gekannt haben wir uns nich. Gottbehüte nee. Hättst dich woll schön bedankt, was? Wenn da so irgendeener in 'ner blauen Bluse mir nisch dir nisch an dein Auto rangetreten wäre und gesagt hätte: „Tag, Gustav“, oder wie du heißt, wie geht's, was macht die Frau Mama?“ — Tja ja — so is das nun. Und heute — heute stehn wir hier ganz zwanglos nebeneinander, du hast dein Auto und ich hab meine Blechkanne hübsch zu Hause gelassen — und nu gilt der eene wie der andere.“

Oben am Himmel glühte eine Sternschnuppe auf, zog einen feurigen Bogen — und versank am dunklen Horizont.

„Kannste denn überhaupt schießen?“ murrte der Alte.

Der trostige Zug um den Mund des Jungen wurde tiefer. „Ich werd's Ihnen schon noch betweisen.“

„Sachte, sachte“, knurrte der Alte. „Und außerdem sollste du zu mir sagen. — Hasten noch 'ne Mutter —?“

Der Junge nickte. Steckte die Hände in die Taschen, als friere ihn plötzlich.

Der Alte sah weiter in die Nacht hinaus. „Meine is schon lange tot.“ Und dann wurde die Stimme dunkler, weicher: „Aber 'ne Frau hab ich — und Kinder. Komisch, wenn man das so sagt. Wie einfach das so klingt. Is aber gar nich einfach. Gar nich. Is manchmal ganz verflucht schwer, mein Junge, kannte mir glauben. Denn siehste — was die machen — das weiß ich nich. Da hab ich keine Ahnung von. 's wird bald ein Jahr, daß ich sie nich mehr gesehen hab — die Frau — und die Kinder —. Ein Jahr —.“

Der Junge sah den Alten von der Seite an. Sah in dem verschwimmenden Lichte die angegrauten Schläfen, den verwilderten Bart, das unrasierte Gesicht, klobig stark, mit harten, eckigen Backenknochen — und eine seltsame Weichheit kam über ihn. Er möchte dem andern die Hand auf die Schulter legen — er fühlt das klopfende, lebende Herz da neben sich, unter dem zerschissenen, schmutzigen Waffenrock — doch er traut sich nicht. Jgendeine Scheu hält ihn noch zurück. Und stockend fragt er: „Wie steht's denn hier?“

Der Alte rührt sich nicht. Nur seine Stimme kommt verbissen, grimmig durch das Dunkel: „Wenn's drinnen im Lande so stände wie hier — wär's gut.“

Der Junge atmet auf. „Dann ist's ja gut.“

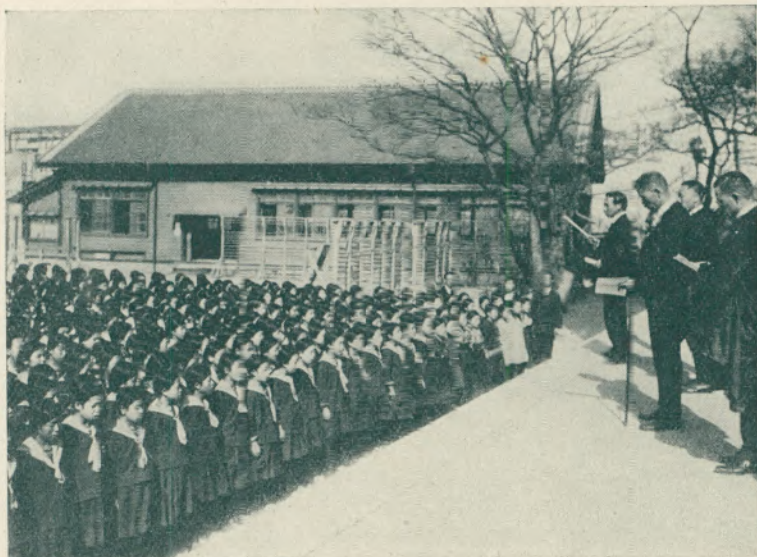
„Wolln's hoffen“, knurrt der Alte. „Könnt ja die Miesmacher mal vierzehn Tage hier herauschicken — wir heilen sie, verlaß dich drauf. — Doch du — bleib lieber hinten. Hat keenen Zweck, mein Junge. Die schießen dich ja wie'n Hasen ab beim ersten Angriff.“

Der Junge drückt sich fester an das splitttrige Holz und die kühle Erde der Brüstung. Und seine Stimme klingt ganz hart, als er erwidert: „Es ist nicht schön von dir, daß du das sagst. Wir Jungen hinten — einer wie der andre käme vor, einer wie der andre hing sich die Knarre um — und möchte euch helfen, euch, den Alten hier draußen — ging mit euch durch Dreck und Tod. Aber sie lassen uns ja nicht. Wir wären noch zu jung. Noch gar zu jung. Nur im äußersten Notfall setzen sie uns ein. Und hier, bei mir, das ist ein Zufall. Und dann freut man sich und ist glücklich und möcht' weiß Gott was tun — für euch hier draußen — und dann sagt ihr auch: zu jung. Macht's denn immer nur das Alter? Der Wille macht's doch — das Wollen — der...“

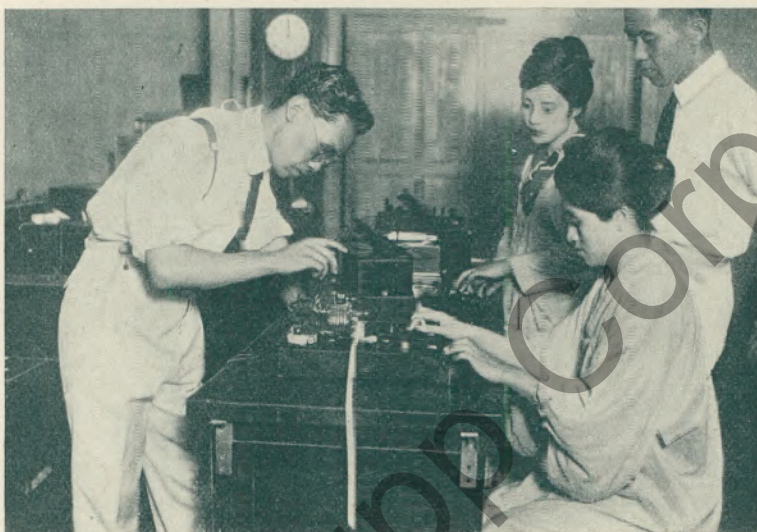
„Kopp runter“, knurrt der Alte, und es klingt seltsam erstickt. „Kopp runter, sag ich dir. Es riecht nach was. Die Bohnen bleiben nicht mehr lange. Das kenn' ich. Das muß man wittern wie'n Jagdhund.“ Und dann, nach einem Augenblick — behutsamer, noch leiser: „Na — und weiter —?“

„Nichts weiter“, murrte der Junge und ballt die Hände in den Taschen. „Ich werd' schon jemand finden, der mir das zeigt — gut Nacht —“, und damit wendet er sich ab, macht einen Schritt — und fühlt eine Hand, die sich fest und hart auf seine Schulter legt. Langsam dreht er sich wieder um — blickt dem Alten gerade ins Gesicht, mit seinen weitoffenen, seltsam wissenden Augen. Der zieht ihn näher zu sich heran, drückt ihn wieder neben sich an die Brüstung, streicht ihm mit der rauhen, schwieligen Hand über den blonden Jungenkopf. Und sagt gedämpft — und es klingt seltsam, wie verhalten zärtlich, mit einem kleinen Zittern in der Stimme: „Du bleibst bei mir — da biste am besten aufgehoben —.“ Und dann, nach der Jungenhand greifend, die sich ihm willig gibt, weich und doch fest: „Kamerad!“

Die japanische Frau von heute.



Die Kennzeichen der japanischen Erziehung:
Einheitliche Kleidung und straffe Disziplin.



Am Fernschreiber der Hauptpost in Tokio.



Gymnastikübungen in einer Handelsschule.

Oksama, die „Frau im Hintergrund“, so nannte man früher die japanische Hausfrau, und die Stellung, die sie einnahm, ist damit gekennzeichnet. Die japanische Frau war zwar nicht in dem Maße wie im Orient die Sklavin des Mannes — dazu war der Japaner zu wenig Tyrann und die Japanerin zu klug —, sie war aber doch in vielem minderen Rechtes als er. Sie spielte keine Rolle im öffentlichen Leben, sondern war das gehütete Geschöpf, dessen begährteste Tugenden sich nur innerhalb des Hauses entfalten konnten, das eine uralte Tradition in der Pflege rein fräulicher Arbeiten und Künste besaß. Liebesheiraten kannte man nicht. Die zukünftigen Ehegatten wurden von der Familie, dieser größten Macht im sozialen Leben Japans, füreinander bestimmt, und die Eheschließung bedeutete mehr den Übertritt aus einem Familienverband in den anderen als das Sichfinden zweier Menschen. Das Recht, sich scheiden zu lassen, hatte nur der Mann. Bezeichnend ist auch, daß die Frau an gesellschaftlichem Verkehr keinen Anteil hatte. Der Mann gab seine Feste in einem der vielen Teehäuser, wo eine Geisha die Wirtin spielte.

Un allem dem konnte auch die Europäisierung Japans lange Zeit nichts ändern. Daß man in Neu-Japan moderne Wissenschaft trieb, hinderte nicht, den Geist und die Traditionen des alten Japan weiter zu pflegen und mit den neuen Hilfsmitteln zu festigen. Wemgleich die Japanerinnen schon früh den Weg ins Berufsleben fanden, so blieb doch ihre rechtliche — und insbesondere die eherechtliche — Lage dieselbe. Seit etwa 1871 begann die berufliche Betätigung der japanischen Frau immer weitere Ausdehnung zu gewinnen. Das Mädchen- und Frauenschulwesen nahm von den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts an raschen Aufschwung. Im Post- und Eisenbahnwesen waren schon früher und in größerem Maßstabe als in Europa Frauen beschäftigt. Auch die Bühne, die früher nur Männern vorbehalten war, hatte sich die Frau langsam erobert. Und doch gelang es der japanischen Frauenbewegung erst 1925, den Anfang einer Eherechtsreform durchzusetzen, nach der auch die Frau bei unwürdigem Verhalten des Mannes das Recht der Einleitung einer Ehescheidungsklage hat. Die von Männern und Frauen gemeinsam gegründete „Vereinigung zur Verbesserung der Lebensbeziehungen“ hat noch andere Forderungen, deren wesentlichste das Kennenlernen der jungen Leute vor der Eheschließung und den Austausch von Gesundheitsattesten betreffen.

Wie alle Einrichtungen, die Japan nach europäischem Muster übernommen hat, werden sich auch diese Forderungen nicht in plötzlichem Umschwung, sondern in langsamer und organischer Anpassung an die wertvollen Traditionen des Landes durchsetzen, und auch in rechtlicher und sozialer Beziehung wird aus der Japanerin der neuen Zeit das werden, was sie praktisch schon in so hohem Maße ist: die „Frau im Vordergrund“.

Lo.

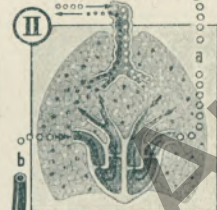
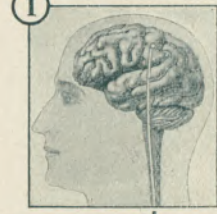
IX/38

MUSKELFASER UND BENZIN MOTOR

zeigen weitgehende Ähnlichkeiten
und stimmen in den hier mit
gleichen Zahlen bezeichneten
Teilen ihrer Konstruktion überein.

GEHIRN

Motorisches Zentrum zur Aussendung
des zündenden Nervenstroms

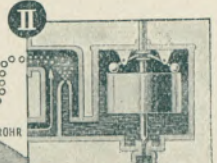
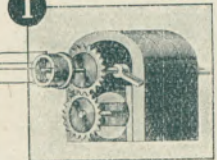


HERZ-LUNGEN APPARAT

für Zufuhr von Brennstoff
(Blut) und Sauerstoffgas (a)
u. Ausfuhr von Verbrennungs-
schlacken und Kohlensäure (b)

ZÜNDMASCHINE

z. Aussendung d. Zündstroms

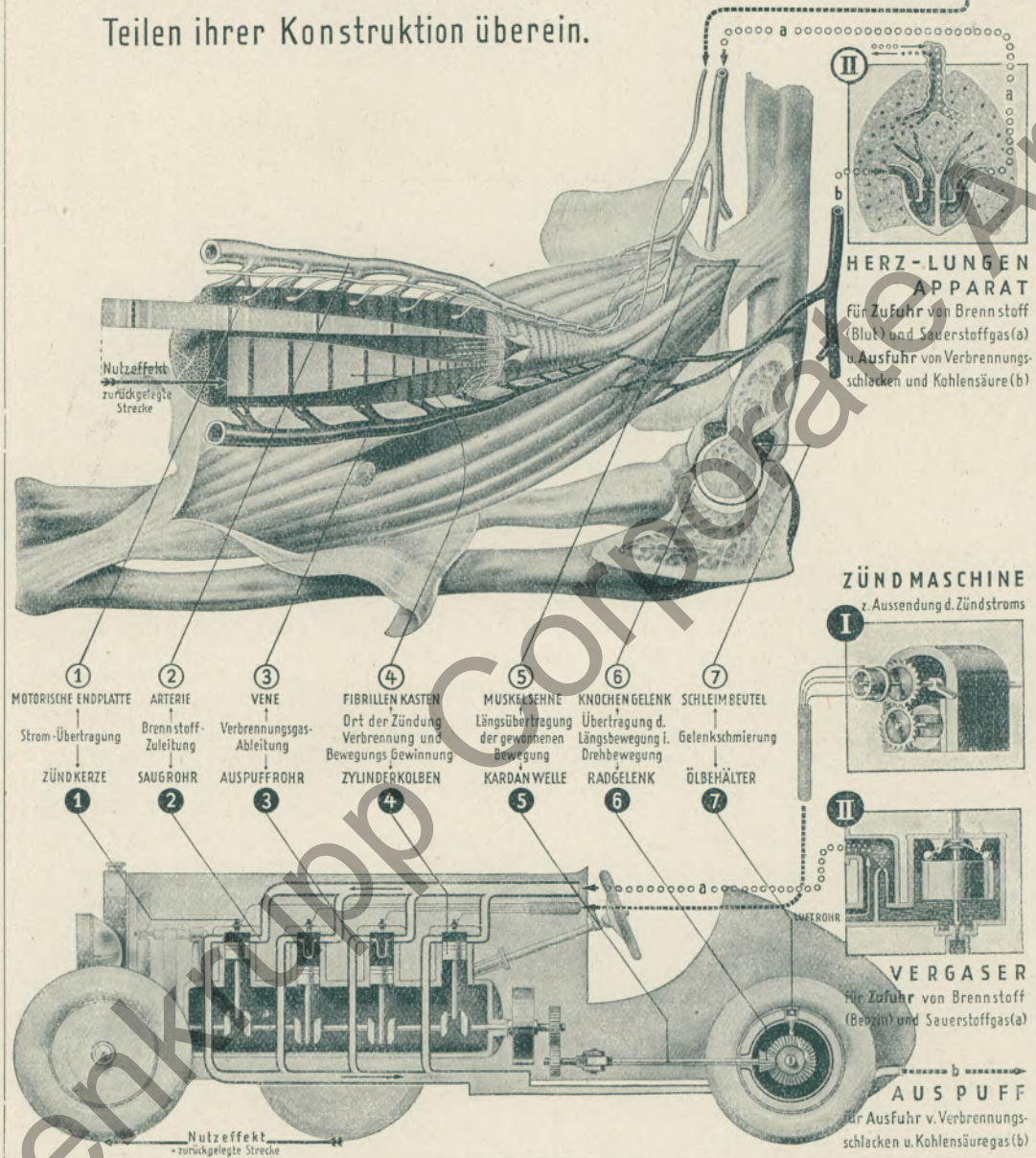


VERGASER

für Zufuhr von Brennstoff
(Benzin) und Sauerstoffgas (a)

AUSPUFF

für Ausfuhr v. Verbrennungs-
schlacken u. Kohlensäuregas (b)



Sogar manche verwickelte Vorgänge im Leben der organischen Welt lassen sich dadurch, daß man sie mit dem Bau und dem Wirken gewisser Maschinen vergleicht, in vorteilhafter Weise dem Verständnis näherbringen. In einem neu erschienenen Werk „Das Leben des Menschen“ ist dieses Verfahren in mannigfaltiger Weise angewandt; das obenstehende Bild veranschaulicht, indem die miteinander verglichenen Teile mit gleichen Zahlen versehen wurden, die weitgehenden Ähnlichkeiten, die zwischen dem menschlichen Muskel und einem Benzinmotor bestehen. Beide dienen der Erzeugung von Kraft; der „zündende Funke“, der sie auslöst, kommt beim Menschen aus dem Gehirn, beim Motor aus der Zündanlage (I). Beim Muskel sprüht er aus dem Endabschnitt des erregten Nerven, der sogenannten „motorischen Endplatte“, beim Motor aus der Zündkerze (1). Der für die Arbeitsleistung nötige Brennstoff wird beim Menschen u. a. durch den Gasaustausch in den

Lungen gewonnen; der Motor zieht ihn aus dem im Vergaser mit Sauerstoff gemischten Benzin (II). Dieser Kraftquell wird dem Muskel durch die Arterie (a), dem Motor durch das vom Vergaser kommende Saugrohr zugeleitet (2), während die verbrauchten Stoffe durch die Vene (b) bzw. durch das Auspuffrohr entfernt werden (3). Dem eigentlichen Gewinnungs-orte der Muskelkraft, dem Faser- oder Fibrillenapparat, entsprechen beim Motor die Zylinderkolben (4); die zähe Muskelfaser dagegen, die die gewonnene Kraft auf das Erfolgsorgan überträgt, wiederholt sich gleichsam in der Kardanwelle, durch die die Kraft des Motors an die Räder weitergeleitet wird (5). Sogar die Umwandlung von Längsbewegung in Drehbewegung in den Knochengelenken wiederholt sich im Radgelenk des Automobils (6); und schließlich tun wir, wenn wir unsern Wagen schmieren, nichts anderes, als was der Schleimbeutel mit dem Gelenk tut: Wir sorgen durch gründliches Schmieren für verminderte Reibung (7).

Nach dem „Kosmos“. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.



Johann Friedrich Wedding.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 21. September.

Als Friedrich der Große Schlesien erobert hatte, gehörte zu seinen wichtigsten Friedensarbeiten in dem neu gewonnenen Landesteile die Entwicklung des Berg- und Hüttenwesens. Im Jahre 1740 waren insgesamt 19 Erzbergwerke und 8 Steinkohlengruben in Betrieb, außerdem noch verschiedene nicht bergmännisch geleitete Salzeisen-, Eisenerz- und Vitriolgruben. Mit dem Hüttenwesen war es besser bestellt: Neben einer Reihe von Metallhütten befanden sich damals in dem Glogauer und Breslauer Bezirk 12 Hochöfen, 28 Frischfeuer, 48 Luppenfeuer und 39 Eisenhämmer, deren Erzeugung sich allerdings nur auf etwa 1600 t Stabeisen jährlich belief. Wenn auch in den vierziger und fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts viele Anstrengungen gemacht wurden, das Berg- und Hüttenwesen Schlesiens auszubauen — so wurden beispielsweise in Malapane zwei Hochöfen und ein Frischfeuer und in Kreuzburg ein Hochofen nebst Gießereibetrieb erbaut —, so kamen diese Bestrebungen durch den Siebenjährigen Krieg zum Stillstand und konnten erst erfolgreich weitergeführt werden, als im Jahre 1769 das schlesische Oberbergamt gegründet wurde, an dessen Spitze im Jahre 1780 Graf Reden trat. Fast 28 Jahre alt, auf einen verantwortungsvollen Posten berufen, ging Reden mit der ganzen Tatkraft seiner schöpferischen Persönlichkeit daran, den Willen des großen Königs auszuführen und den industriellen Ausbau Schlesiens mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern. Zu den Männern, die ihm dabei zur Seite standen, gehörte auch Johann Friedrich Wedding.

Geboren zu Lenz in der Priegnitz am 13. März 1759, widmete er sich dem Maschinen- und Wasserbauwesen und wurde im Jahre 1779 in den Staatsdienst übernommen. 1784 kam er nach Oberschlesien, wo er ein reiches Arbeitsfeld vorfand. Die Erfolge, die Weddings Schaffen von Anfang an begleiteten, und die günstigen Urteile seiner Vorgesetzten veranlaßten den preussischen Minister Heinitz, Wedding nach England zu senden, um dort das Maschinenwesen zu studieren und gleichzeitig einige Maschinen für die oberschlesischen Hüttenwerke zu bestellen. Nach seiner Rückkehr aus England wurde er zum Hüttenbauinspektor ernannt und ihm gleichzeitig die Bearbeitung der Baupläne sämtlicher fiskalischer Hüttenwerke Oberschlesiens übertragen.

Unter den Anregungen, die Wedding aus England mitbrachte, soll nur die Roheisenerzeugung mit Koks erwähnt werden. An sich war dieser Plan auch in Oberschlesien nicht neu. Schon einige Jahre vorher hatte man Versuche in dieser Richtung angestellt. Die Schwierigkeiten lagen hauptsächlich in der Erzeugung eines brauchbaren Kokses aus schlesischer Kohle. Da die neuerlichen Versuche Erfolg versprachen, schritt man zur Errichtung

eines neuen Hochofenwerks. Weddings Absicht, zur Erzeugung des Gebläsewindes ein Zylindergebläse zu verwenden, lehnte Reden als zu gewagt ab. Umweit Gleiwitz wurde der geeignete Ort gefunden, um ein Hüttenwerk zu errichten. Wedding stellte die Pläne im Jahre 1793 fertig. Im nächsten Jahre begann der Bau der Wassergräben für die Beaufschlagung der Wasserräder. 1796 war die Hochofenanlage vollendet. Der Hochofen wurde am 21. September angeblasen. Die erste Schmelzung mißlang. Erst nachdem man verschiedene Fehler beseitigt hatte, lieferte der Hochofen bei seinem erneuten Anblasen am 10. November 1796 brauchbares Eisen.

Die Erfolge in Gleiwitz mit dem ersten Koks-Hochofen des europäischen Festlandes führten zu einer weiteren Hüttenanlage bei Chorzow. Beim Bau dieser „Königshütte“ wurde erstmalig ein Dampfmaschinengebläse verwandt. Die Anfertigung der Pläne und die Bauaufsicht übernahm wiederum Wedding. Wie glücklich dieser Bau verlief, beweist die allerhöchste Anerkennung, die nicht nur Weddings Verdienste beim Bau der Hütte, sondern auch bei der weiteren Einrichtung und dem Betrieb der Anlagen hervorhebt.

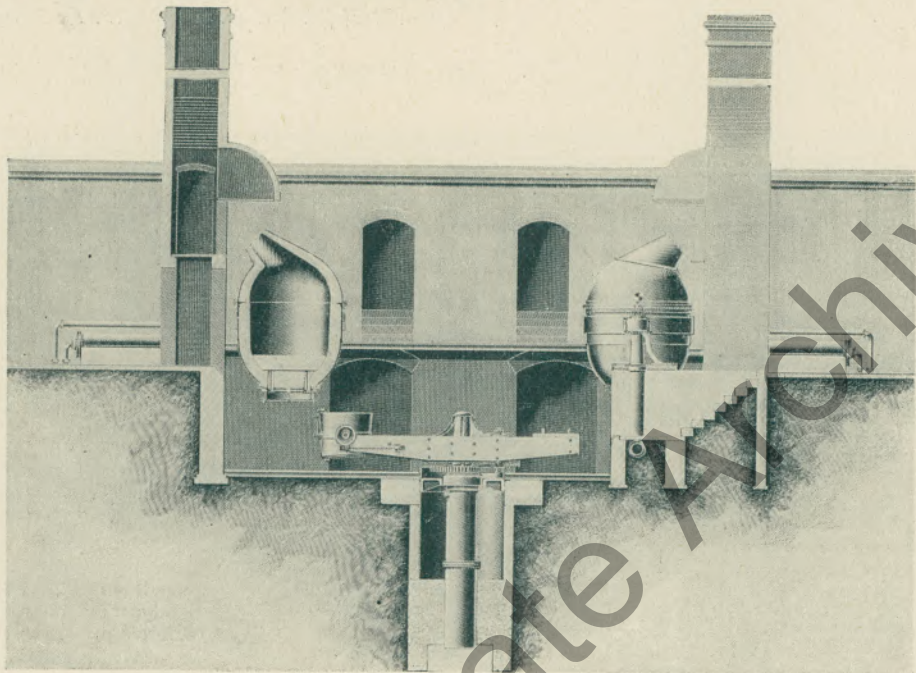
Auch außerhalb Oberschlesiens mußte Wedding, der mittlerweile zum Baudirektor befördert worden war, manchen Bau für den Fiskus ausführen. Später erhielt er die Oberleitung sämtlicher Bauten für Ober- und Niederschlesien. 1818 zog er sich von den Direktionsgeschäften zurück und verbrachte seinen Lebensabend auf dem von seinem Schwiegervater erbten Gut Rattowitz in Oberschlesien, wo er am 21. September 1830 starb.

Wedding gehört zu jener alten Garde, die in zäher Arbeit die Industrialisierung Schlesiens durchführte, wenn auch sein Name vor Heinitz, Reden und anderen etwas zurücktritt. Die Pionierarbeit in Oberschlesien hat reiche Früchte getragen. Schlesiens Hüttenwerke standen damals an der Spitze der deutschen Eisenindustrie. Diese Pionierarbeit muß um so höher bewertet werden, als sie in einer Gegend erzielt worden war, die einige Jahrzehnte vorher einer traurigen und öden Wildnis glich. In Erkenntnis dieses großen Verdienstes schrieb Goethe, als er mit seinem Landesfürsten nach Oberschlesien kam, im Jahre 1790 an die Tarnowitzer Knappschaft die Worte:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft Euch Schätze finden und sie glücklich bringen ans Licht? Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.“
Jahade.

Technische Gedenktage.

22. 9. 1856 nahm Robert Mushet das englische Patent Nr. 2219 auf die Verwendung von Spiegeleisen bei der Bessemerstahlerzeugung. Bessemer unterbrach bei seinen ersten Versuchen das Blasen, wenn der gewünschte Grad der Entkohlung erreicht war; Mushet dagegen ließ sich das Blasen bis zur völligen Entkohlung des Bades und die Desoxydation und Rückkohlung mit Spiegeleisen schützen. Henry Bessemer betrachtete Mushet als Eindringling in den Bereich seiner Erfindung und verfolgte ihn hart und unerbittlich. Er blieb Sieger, und Robert Mushet, der, ebenso wie sein Vater David Mushet, sehr viel für die Metallurgie des Stahles getan hatte, mußte sein Patent aus Mangel an Mitteln fallen lassen und im Alter von Bessemer eine Unterstützung annehmen.

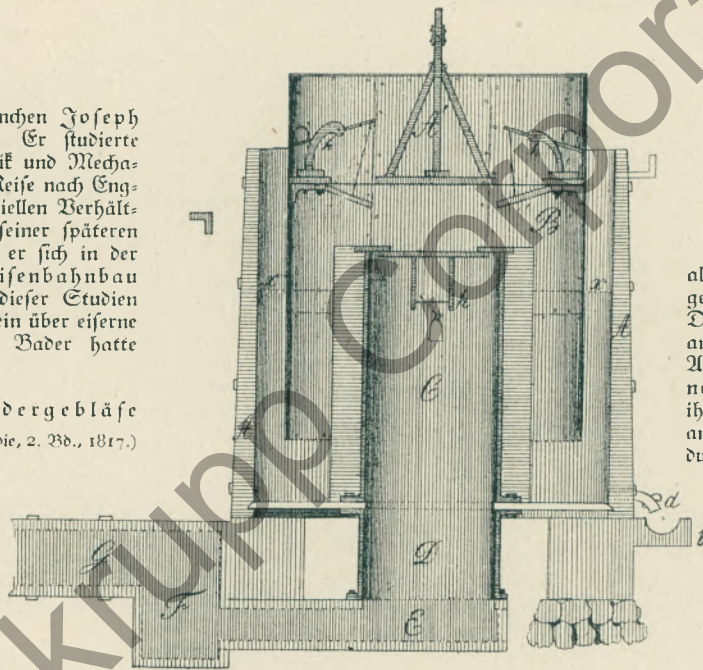


Schnitt durch das Stahlwerk Henry Bessemers in Sheffield.

(Nach Bessemers Autobiographie 1905.)

30. 9. 1763 wurde in München Joseph von Baader geboren. Er studierte in Göttingen Mathematik und Mechanik, machte darauf eine Reise nach England, um dort die industriellen Verhältnisse zu studieren. Auf seiner späteren Englandreise beschäftigte er sich in der Hauptsache mit dem Eisenbahnbau und ließ als Ergebnis dieser Studien im Jahre 1814 ein Büchlein über eiserne Kunststraßen erscheinen. Baader hatte

Baadersches Zylindergebläse
(Nach Blumhofs Enzyklopädie, 2. Bd., 1817.)



als Zugkraft für die Eisenbahn Pferde vorgesehen, wandte sich aber später der ortsfesten Dampfmaschine zu, die die Eisenbahnwagen an einem langen Seile fortbewegen sollte. Als Direktor des Bergbaues und Maschinenwesens in Bayern baute er auch ein nach ihm benanntes Gebläse, das seinerzeit vielfach angewandt wurde (vgl. nebenstehende Abbildung). Es war ihm nicht vergönnt, die erste Eisenbahn Deutschlands im Betrieb zu sehen, da er wenige Wochen vor der Eröffnung der Nürnberg-Erlanger Bahn, im Jahre 1835, starb.



15. 9. 1803 starb Philipp Heinrich Krüger, der damalige Pächter des späteren Eisenwerks Krüger zu St. Ingbert. Dieses Werk wurde im Jahre 1733 gegründet und hatte bis zum Jahre 1788 verschiedene Pächter besessen, und erst nachdem Philipp Heinrich Krüger das Werk übernommen hatte, konnte es sich für die damalige Zeit in großartiger Weise entwickeln. Wenn es ihm auch nicht gelungen war, das Werk käuflich in seinen Besitz zu bringen — dieses Vorhaben gelang erst später seiner Witwe —, so ist Krüger doch eine der interessantesten Unternehmergestalten des Saargebietes um 1800. Die Schwierigkeiten, mit denen er in der Französischen Revolution zu kämpfen hatte, waren ungeheuer groß; mehr als einmal lag das Werk innerhalb der Kampflinie. Unter seinen vielen Verdiensten sei lediglich die Tatsache hervorgehoben, daß er um das Jahr 1800 den Kunstguß pflegte und in der Hauptsache den Saarbrücker Maler Johann Friedrich Orndorff (1786 bis 1812) mit den Entwürfen für Säulen, Ofen und anderes beauftragte.

Alte Schmelzhalle
des Eisenwerks Krüger.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Von Professor Dr. D. Hauschild, Hamburg.

Die Spannung zwischen Schein und Sein.

Wenn ein Geschäftsmann seine Waren und sein Geschäft rühmend anzeigt und anpreist, so nimmt er gern den Mund etwas voll. Das wird ihm bei dem scharfen Wettbewerb niemand verübeln. Auf dem Jahrmarkt, auch dem des Geschäftslebens, sucht eben einer den andern zu überschreien, neuerdings sogar mit Hilfe des Lautsprechers. Das ist gut für die Kehle des gemieteten Marktschreiers, aber übel für die Nerven des Marktbefuchters. Und damit kommen wir auf die Wirkung dieser sich in der letzten Zeit immer mehr überschreienden Reklame und ihres Mißbrauchs der Sprache auf „die andere Seite“. Die Spannung zwischen Schein und Sein, zwischen den hochtrabenden Worten und dem in Wahrheit Vorhandenen wird immer größer und amerikanischer. Auch die kleinen Geschäftsleute, die keinen Werbeleiter („Reklamechef“) befolgen können, und sogar die Handwerker lassen sich mit fortreißen. Jedes „spöttige“ Kellergeschäft nennt sich jetzt Haus. Es ist zum Lachen, wenn man über einem kleinen Schuhladen in baufälliger Baracke Schuhhaus oder Schuhzentrale lesen muß. In ganz unbedeutenden Vorortstraßen findet man heute Bekleidungszentralen und Wäschezentralen. Die Leute scheinen kein Gefühl mehr dafür zu haben, was „Zentrale“ bedeutet. Oder wollen sie uns weismachen, daß ihr Lädchen der Mittelpunkt des gesamten Schuhwarenhandels Hamburgs sei?

Der Schriftsteller Börries Freiherr von Münchhausen schrieb in einem Aufsatze mit der Überschrift „Prahlsänse“: „Die Deutschen sind wirklich das Volk der Prahlsänse geworden! Ein Milchlädchen macht sich auf, drei Meter breit, ein sicheres Tischchen und dahinter ein „Butterfäschen“, das die Milch verkauft. Aber auf dem Schild draußen über der Tür steht: Zentralmilchhalle.“

Bäckereien, Mühlen, Sätereien gibt es kaum mehr. Jetzt heißt es Bäckereibetrieb, Müllereibetrieb oder Großmühlwerke (nicht Werk, sondern gleich Werke, etwa wie die Besitzer einsam gelegener Landhäuser anzuschlagen pflegen: „Vorsicht! Bissige Hunde!“), obwohl sie meist nur einen kleinen Kötter füttern und versteuern. Gätnerei? Das zieht nicht mehr. Also sagen wir Gartenbau. Aber auch das ist noch zu schlicht; alle Gärtner nennen heute ihr Unternehmen

Gartenbaubetrieb.

Das, meinen sie, macht Eindruck; das donnert ja daher wie ein endloser Eisenbahngüterzug. Auch „Leitergerätfbetrieb“ habe ich neulich gelesen. Ja, wir sind ein betriebfames Volk geworden.

Deutschland ist verarmt, aber die großspürige Vornehmtheit verbreitet sich schon in dem ehrfamen Handwerk. Ein Geschäftsmann aus Braunschweig schrieb mir vor kurzem, auch in seinem Fache (Schuhwaren) fände man die alten Bezeichnungen nicht mehr vornehm genug. Man schreibt jetzt Fußbekleidungsgehilfe (ja nicht Geselle!), Fußbekleidungslehrling. Bald wird jeder Schuhmacher über seine Werkstätte Fußbekleidungsbetrieb setzen. Wenigstens habe ich neulich schon Schuhinstandsetzungsbetrieb gelesen. Was sind das für schwerfällige Wortungetüme! Jener Geschäftsmann hatte auf seinem Briefbogen unter dem Namen nur die Worte „Schuhe und Leder“ drucken lassen. Ist das nicht viel vornehmer?

Die Uhrmacher sind alle zu Präzisionsuhrmachern aufgerückt; keiner will weniger sein als der andere. Es gibt nur noch Präzisionsuhren, schon von 8 RM. an. Ein Haarkünstler dritten Ranges ließ über sein „Atelier“ malen: Salon spléndit (so!). Der nüchterne Niederdeutsche liebt solche Großspürigkeit gar nicht. Er wirft Leuten, die hochtrabende Worte gebrauchen, seine Redensart „Junge, Junge, pedd di man nich op'n Elips!“ (tritt dir nur nicht auf den Schlip) an den Kopf. Eine köstliche plattdeutsche Anspielung auf das Bild von den stolzen Rossen, die man ehedem abrichtete, im Trabe vor den Kutschen der Reichen die Borderbeine möglichst hoch zu werfen.

Es ist beachtenswert und bezeichnend, wieviele neue Zusammensetzungen mit Groß- jetzt aufkommen. Der „Direktor“ einer Rednerschule verspricht in seiner Werbeschrift, aus seinen Schülern „Großredner“ zu machen. Das erinnert bedenklich an das „Großmaul“. Gott behüte uns, wenn ein solcher Großredner etwa im Lautsprecher auf uns losgelassen wird!

Alles nennt sich jetzt führend. Ein Geschäft will in seinem Fache „am Platze“ führend sein. Da gibt es das führende Haarpflegemittel, die führende Zahnbürste usw. Im Zigarrengeschäft gibt es so viel „führende“ Marken, daß bald keine „geführten“ mehr da sind, mehr Generale als Soldaten. „Diese neue Marke dürfte berufen sein, eine führende Rolle auf dem Zigarrenmarkte zu spielen“ heißt es von einer 10-Pf.-Zigarre. (Man könnte vielleicht auch noch von der Sendung oder Mission einer Zigarre reden.)

Wir unterscheiden eine Zwecksprache und eine Edelsprache, jene für Dinge und Vorgänge des Alltags, diese für die gehobene, feierliche Rede und die dichterische Darstellung. Jedermann fühlt diesen Unterschied bei Wortpaaren wie Kopf und Haupt, Pferd und Roß, Adler und Aar. Mit Unwillen sieht der Sprachfreund, wie jetzt im Geschäftsleben diese Edelsprache entwertet und in den Staub des Alltags gezogen wird. Nichts ist gewissen Leuten in dieser Beziehung so hoch und so heilig. Schon das ging uns gegen das Gefühl, daß man einen auf neue Art behandelten Hering in Verbindung mit dem Namen unseres größten deutschen Staatsmannes auf den Markt brachte. Das kleine Harzstädtchen Gandersheim hat den Ruhm, die erste deutsche Dichterin hervorgebracht zu haben. Unsere Frauenbewegung hat ja von dieser mittelalterlichen Nonne Roswitha viel Wesens gemacht. Nun ist doch zwischen Dichtung und Käse ein erheblicher Unterschied. Aber eine dortige Käsefabrik glaubte ihrem Erzeugnis den besten Absatz zu sichern, wenn sie es unter dem Namen Roswithakäse öffentlich anpries.

Welcher Mißbrauch wird jetzt in der Industrie mit dem Worte edel getrieben! Man läßt sich die Bezeichnung Edeloß und Edelwein gefallen, auch noch, daß man den Champignon deutsch Edelpilz nennt, denn hier handelt es sich um Dinge des verfeinerten Genusses, bei denen der Lisch zur Tafel wird. Aber beim Edelkorn und Edelschuhpuß, beim Edelformer, Edelturt und anderem Pustischbedarf widert uns die Herabwürdigung des Wortes an. „Die echte Chlorodont-Zahnbürste, ein Edelkornfabrikat mit gezahntem Vorstentisch.“ Der Edelstein, das Edelweiß, die Edelstanne, der Edelhirsch, auch der Adler (das Wort ist aus Adel = aar, Edelaar, entstanden) verdienen ihren auszeichnenden Namen. Jetzt aber muß man sagen: „Es tut mir weh, daß ich euch in der Gesellschaft seh.“

Eine der bedeutendsten und wichtigsten Ausnahmen verkörpern die Nährstoffs (so!). (Mit „bilden“ oder „darstellen“ konnten die Nährstoffs zufrieden sein.) „Unsre Devise heißt: Das Beste von Küche und Keller zu zeitgemäßen Preisen.“ Ein recht prosaischer Wahlspruch! „Rotstapel ist das Wahrzeichen vorbildlicher Binder.“ Genügte das „Kernzeichen“ nicht? So werden die edelsten Wörter entwertet.

Diese Sucht, aufzublähen und aufzublasen (Inflation), tritt auch noch in anderer Art in der Schreibweise unserer Zeit zutage. Es ist die üble Neigung, das einfache Zeitwort am Schluß des Satzes durch eine schwülstige Umschreibung zu ersetzen. Das geht von der Amtssprache aus, deren Geschicklichkeit, die Worte aufzublasen, hinlänglich bekannt ist. Aber auch in den Zeitungen verbreitet es sich mehr und mehr. Neulich hörten wir, daß die Grippe-Erkrankungen zugenommen hätten und daß deshalb einige Schulen geschlossen werden mußten. Aber die Zeitungen berichteten: Die Grippe-Erkrankungen in Berlin haben wieder eine Zunahme erfahren. In Steglitz kam ein Kindergarten im Zusammenhang mit dem zuständigen Kreisrat zur Schließung. Er kam zur Schließung! Und sogar noch „im Benehmen“! — Zwischen W. und M. kam ein Personenzug zur Entgleisung. Niemand schreibt mehr „entgleiste“; es wird keine Reform mehr durchgeführt, kein Auftrag mehr vorgemerkt und ausgeführt, sondern die Reform wird zur Durchführung gebracht, von dem Auftrag wird „bestens Vormerkung genommen“, damit er zur Ausführung gebracht wird. — Die Fleischzulage soll zu besonders niedrigen Preisen zur Verabfolgung gelangen (abgegeben werden). — Der Redner brachte am Schluß den Brief eines einfachen Eingeborenen zur Verlesung (las den Brief vor).

Die Behörden verwenden für diese Aufblähung des Satzandes besonders gern die Wörter „zuführen, herbeiführen, schreiten zu“. Wir erinnern uns noch der Polizeiverordnung: „Alle Waffen sollen zur Ablieferung gebracht und dann der Vernichtung zugeführt werden“ (abgeliefert und vernichtet werden). Eine hohe Amtsstelle wollte in ihrem Dienstbereich das Schreibwerk vereinfachen. Der Erlaß begann: „Zwecks Herbeiführung einer Vereinfachung . . .“ Echtes Kanzleideutsch! Warum nicht: Um das Schreibwerk zu vereinfachen . . .? — Sogar in einer wissenschaftlichen Zeitschrift las ich neulich: „Das Lied ist vor allem durch Wandergruppen der Jugendbewegung einer weiteren Verbreitung zugeführt worden“ (weiter verbreitet worden).

Im Geschäftsleben sind diese schwülstigen Verdickungen des Satzandes besonders beliebt. Die Wendungen „zum Abzug bringen (statt abziehen), zur Gutschrift, zur Verrechnung, zum Versand, zur Ausführung, zur Ablieferung bringen, zur Verladung, zum Versand, zur Ablieferung kommen, eine Buchung, eine Neuanfertigung vornehmen, einer Nachprüfung unterziehen usw. enthalten nur Luft, nichts als Luft.

In unserer Sprache herrscht jetzt die Mode des cul de Paris, der hohlen, unnatürlichen Verdickung am hinteren Ende der Sätze. Geben wir ihnen ihr natürliches Hinterteil wieder! Weg mit allen Krinolinen und Schinkenärmeln und künstlichen culs auch in der Sprache! Wir wollen weniger Schein und mehr Sein!

Die Kundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Wohin fließt die deutsche Arbeit?

Der deutsche Außenhandel nach Bezugs- und Absatzgebieten.



Die Gesamtergebnisse des deutschen Außenhandels im 1. Halbjahr 1933
nach den neuesten Ausweisen.

„Mein Feld ist die Welt!“

Zur Frage der „Autarkie“.

Vom Hamburgischen Gesandten in Berlin, Kapitanleutnant a. D. Eiffe,
in der Zeitschrift „Württembergische Industrie“.

Noch vor etwa einem Jahr wußte kein Mensch in unserm Vaterland, was eigentlich „Autarkie“ auf deutsch heißt, und was es bedeutet. Heute weiß es auch niemand, aber ungezählte Deutsche bilden sich ernsthaft ein, wir könnten ohne Seehandel leben.

Ohne den deutschen Seehandel sind im Handumdrehen acht bis zehn Millionen Volksgenossen brotlos, ohne Seehandel stehen unserer Hausfrauen unter Garantie wieder nach Lebensmitteln an, hungern und frieren wieder unsere Kinder. Es wird eingewendet werden: „Das will ja niemand!“ Leider kommt es aber nicht darauf an, was man will und was man erhofft, sondern ausschließlich darauf, was man erreicht, auch wenn man besten Willens ist.

Nun wird gesagt: „Wozu brauchen wir Apfelsinen oder Bananen oder italienische Blumen oder holländische Blumenzwiebeln?“ Auch diese Parole ist — so verführerisch sie klingt —, wirtschaftlich gesehen, falsch. Die anderen werden antworten: „Wozu brauchen wir deutsche Hämmer, Äste, Schreibwaren, Spielwaren usw.“ Diese ganze verhängnisvolle Propaganda bedeutet in allen Ländern Schrumpfung, bedeutet Abbau überall und damit Hunger, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

„Zunächst wollen wir den Binnenmarkt wieder heben“, wird gesagt. Sehr richtig! Aber jede Hebung des Binnenmarktes, d. h. jede Hebung der Kaufkraft unserer Bevölkerung, hat mit mathematischer Sicherheit eine Vergrößerung der Einfuhr zur Folge. Warum? Ein „gehobener Binnenmärkter“, der sich endlich wieder einmal einen neuen Hut leisten will, kauft damit australische Wolle und Gummiarabikum. Kauft er einen Kunstseidenen Schlips, so ist er damit Käufer von norwegischem Waltran und finnischer Zellulose. Läßt er sich neues Linoleum legen, so kauft er portugiesisches Korkholz. Nach Belieben kann man diese Beispiele erweitern. Wer sich einmal in früheren guten Zeiten im Hamburger Hafen an den Zollübergangstellen eine halbe Stunde lang aufgestellt hat und die endlosen Wagenreihen und Schutenflotten hat passieren sehen, wird erstaunt fragen: „Wer braucht denn das alles?“ Er wird noch erstaunter sein, wenn man ihm sagt, daß nur 15 % der Einfuhr „entbehrlich“ ist, 85 % dagegen unentbehrliche Rohstoffe sind, und er wird erschreckt sein, wenn man ihm verrät, daß es leider bezüglich deutscher Waren im Ausland nicht so ist. Es gibt heute kaum noch eine deutsche Ware, die die anderen kaufen müssen. Jede Nähmaschine, jedes Faß Zement muß abgesetzt werden im Kampf. Im Kampf gegen englische, amerikanische, japanische und jeweils einheimische Konkurrenz. Das Argument „Wozu brauchen wir deutsche Waren?“ hört der Hamburger Kaufmann im Ausland jeden Tag. Sollen wir mit dem gleichen Argument arbeiten oder gar den Kampf aufgeben? Wir denken gar nicht daran! Im Gegenteil, wir haben in zähem Kampf Schritt für Schritt Boden gewonnen. Mit Neid und Staunen sieht es die

Mehr Absatz-mehr Erzeugung!



Wirtschaftlicher Aufstieg.

Darf man heute wirklich von einem wirtschaftlichen Aufstieg sprechen ohne trügerische Hoffnungen zu wecken? Die Antwort kann nur lauten: Ja! Von Woche zu Woche mehrten sich die Anzeichen wirtschaftlicher Gesundung. Jahrelang lagerten über Stadt und Land die dunklen Schatten einer Wirtschaftskrise von größter Ausdehnung. Unter dem Druck böser Miswirtschaft, belastet von wachsender Not wuchsen im Volk Zwietracht und innerer Hader. Erst die Schwungkraft der nationalen Revolution hat das deutsche Volk wieder emporgerissen und innerlich geeint. Damit wurde auch der Boden für einen neuen wirtschaftlichen Aufstieg bereitet. Daß der Weg aufwärts führt, zeigen unter anderem auch die Ziffern dieses Bildes. Die Erzeugung von Bedarfsartikeln aller Art, also von Textilien, Schuhwerk, hauswirtschaftlichen Gegenständen usw., ist gewachsen. Das bedeutet gleichzeitig neue Beschäftigung für den Arbeiter.

ganze Welt. Wollen wir die Ekagerratschlag, die der Engländer trotz ungeheurer Übermacht nicht gewinnen konnte, freiwillig nachträglich verlieren?!

Um was ging denn das blutige Ringen des kleinen Deutschlands gegen die ganze Welt? Doch im wesentlichen um den gewaltigen Ueberseehandel des Deutschen Kaiserreiches. Sollte man nicht annehmen, daß das deutsche Volk seinen wieder erblühten Seehandel eifersüchtig wie sein liebstes, wieder genesenes Kind betreiben würde? Weit gefehlt! Das Volk ohne Raum ist dabei, mit deutscher Gründlichkeit den ihm belassenen Raum weiter zu verkleinern!

„Aber die Landwirtschaft?“ wird eingewandt. Gewiß, sie ist nockleidend. Niemand will es bestreiten. Aber sind wir es nicht an der Wasserkante? Seht euch doch einmal unsern verödeten Hafen an. Leer sind die Kai-mauern. Stumm sind die Werften, von denen einst der Hammerschlag einer Armee von Arbeitern über die Elbe dröhnte! Gibt es Deutsche, die ernsthaft glauben, man könne die Landwirtschaft retten, dadurch, daß man die Volkswirtschaft zerschlägt?

In einer Denkschrift, die kürzlich von landwirtschaftlicher Seite an den Herrn Reichspräsidenten gerichtet wurde, heißt es: Die Handelspolitik der Nachkriegszeit werde dadurch gekennzeichnet, daß man die Ausfuhr deutscher industrieller Fertigwaren immer wieder durch Hereinnahme ausländischer Lebens- und Genussmitteleinfuhr zu erkaufen gesucht habe; in den Jahren 1927 bis 1931 sei es zwar gelungen, die Zahl der für die Ausfuhr beschäftigten Erwerbstätigen von 3,2 auf 3,6 Millionen zu steigern, dieser Steigerung stehe aber in der gleichen Zeit eine Vergrößerung der Arbeitslosenzahl um durchschnittlich 3,3 Millionen gegenüber.

Angenommen, dies sei alles richtig, dann wäre doch wohl noch der Beweis zu erbringen, daß die Erhöhung der Arbeitslosigkeit eine Folge unseres Seehandels gewesen wäre und daß sie nicht eingetreten wäre, wenn wir keinen Seehandel betrieben hätten.

Man ist geneigt, entmutigt zu erklären: „Na, schön! Versucht es einmal ohne Seehandel!“, wenn das Experiment nicht so furchtbar teuer wäre. O nein, es sieht sehr, sehr ernst aus in den Hansestädten und darüber hinaus,

wo überall deutsche Kaufleute im Ausland wieder gewagt haben, sich niederzulassen. Wenn schon ein Mann wie der Generaldirektor Böger der Hamburg-Amerika-Linie aus seiner Zurückhaltung heraustritt und bei der Einweihung des Motorschiffs „Caribia“ über alle deutschen Sender sehr, sehr ernste Worte sprechen mußte, Worte, die man früher bei Schiffs-einweihungen nicht hörte, so mag man im Binnenland daran ermeßen, was an der Wasserkante gespielt wird.

Wir Hamburger und Bremer Kaufleute wissen, daß seit langem mit zweierlei Maß gemessen wird, aber wir lassen uns trotzdem die Arbeit nicht verdrießen und lassen die Hoffnung nicht sinken. Ja, wir sind großzügig genug, unbedingt anzuerkennen, daß die Landwirtschaft der Born der Nation ist. Aber an der Tatsache, daß die Maschine die wirtschaftlichen Grenzen in aller Welt längst gesprengt hat, kommt doch auch der Landwirt nicht vorbei. Dabei ist die Landwirtschaft, wie jeder Wirtschaftszweig in unserm Vaterland, außerordentlich leistungsfähig und modern. Unsere Saatgüter haben Weltruf. Staunend vernimmt die Welt, daß in jahrzehntelanger planvoller Arbeit, wie sie nur in Deutschland geleistet werden kann, geradezu phantastische Ergebnisse erzielt sind. Da hat man z. B. ein neues einweißreiches Viehfutter, die „Süße Lupine“, gefunden, die alle auf der Welt bekannten Futtermittel in den Schatten stellt. In der Versädung und Klimaanpassung der Stauden ist Deutschland seit langem führend. Jetzt hat der Züchter Verz in Oberstätten im Taunus eine deutsche Baumwollstaude gezüchtet. Auf märkischem Sandboden baut man heute Weizen, wo früher keine Distel gedeihen wollte!

Nur aus dem Gebiet des Kampfes um den Absatz ist man — mit Verlaub zu sagen — nicht so fortschrittlich gesonnen. Alles, was mit Handel und „Kosmisch“ zusammenhängt, wird oft verachtet.

Wie wäre es, wenn einmal ein fortschrittlich gesonnener Landwirt — es gibt so viele unter ihnen — seinen Sohn auch auf eine Handelshochschule schickte oder als Lehrling in ein hanseatisches Überseehaus, damit er die Achtung vor unserm Beruf erlernt, die er für seinen eigenen in Anspruch nimmt? Für neue Forschungen deutschen Geistes werden wir neue Absatzgebiete suchen, und wir werden immer bereit sein, dem Landmann zu geben, was des Landmannes ist, aber auch er möge nicht vergessen, daß Millionen lieber heute als morgen über Gelder schreiten möchten, wenn sie es nur könnten; aber man kann das Rad der Wirtschaftsentwicklung nicht rückwärts drehen. Für Millionen Deutsche gilt daher noch heute für ihr Lebensglück und das ihrer Kinder der hanseatische Wahlspruch, den man einst am Portal der Hapag las, heute aber bescheiden im Innern des Gebäudes versteckt hat, als bekenne man sich nicht mehr dazu: Mein Geld ist die Welt!

*

Lehmann und die Weltwirtschaft.

Von Dr. Alfred Rühl, Professor an der Universität Berlin.

(Aus dem „Bosch-Zünder“.)

Herr Lehmann erhebt sich des Morgens aus seinem Bett. Seine Bettwäsche ist aus Baumwolle gewebt, die aus den Vereinigten Staaten bezogen worden ist; die Bettfedern stammten aus China, Rußland, Ungarn und der Tschechoslowakei. Er macht Licht. Die elektrische Birne enthält einen Draht aus Wolframerg, das von Ostasien, Britisch-Indien oder Neuseeland importiert wurde. Zum Ziehen dieser Drähte mußte Aquadag, ein Graphit aus den Vereinigten Staaten, verwendet werden, die neben Indien auch den Glimmer für die Isolierung geliefert hatten. Der Leitungsdraht der Lampe ist aus Kupfer, das ebenfalls aus der Union kam, mit Baumwolle der gleichen Herkunft übersponnen oder mit Seide aus Japan. Jetzt beginnt Herr Lehmann sich anzukleiden.

Er zieht zunächst ein baumwollenes Hemd an, dessen Perlmutternöpfe aus Muschelschalen der Südsee oder des Chinesischen Meeres gefertigt wurden; der Kragenknochen besteht aus amerikanischem Kupfer. Er wäscht sich darauf mit einem Schwamm, der im Mittelmeer gefischt wurde, oder mit einem baumwollenen Seifenlappen und nimmt dazu Seife, zu deren Fabrikation Palmöl aus Nigerien, Erdnußöl aus dem Kongostaat, Talg aus Argentinien, Kokosöl aus Niederländisch-Indien benötigt wurden, und reibt sich mit einem Luffaschwamm ab, der aus dem Fasergestüt einer japanischen Frucht hergestellt wurde; zur Entfernung eines der Seife nicht weichenden Fleckes benutzt er ein Stück italienischen Bimssteines und trocknet sich mit einem baumwollenen Handtuch ab. Er reinigt sich die Zähne mit einer Zahnbürste, deren Stiel aus Zelluloid ist, d. h. einem Fabrikat aus Schießbaumwolle und Kampfer von der Insel Formosa, bürstet die Haare mit einer Kopfbürste, deren Borsten aus Rußland, Indien oder China zu uns kamen, und ordnet sie mit einem Kamm aus brasilianischem Horn oder aus Hartgummi, einem Material aus südasiatischem Kautschuk mit einem Zusatz von sizilianischem oder nordamerikanischem Schwefel aus dem Staate Louisiana. Zum Rasieren bedient er sich eines mit kanadischem Nickel überzogenen Apparates und einer Seife, die er einer Hülse aus Aluminium entnommen hat, dessen Rohstoff Bauxit in Frankreich, Italien und Ungarn vorkommt.

Der Spiegel, vor dem er steht, hat einen Belag aus mexikanischem Silber, der zum Schutze mit Dammarlack von Sumatra und Schellack aus Indien überzogen ist. Das Hemd, die Unterwäsche und die Strümpfe, die er anlegt, sind wieder aus Baumwolle, der Kragen aus belgischem

oder russischem Glas, sein Anzug ist aus Wolle, die in den Grasfluren Argentiniens, Südafrikas oder Australiens geschoren wurde, dessen Knöpfe aus Steinmüssen von der brasilianischen Elfenbeinalme, aus Zelluloid oder aus indischem, afrikanischem oder brasilianischem Büffelhorn, die Kravatte aus italienischer Seide oder aus Kunstseide, zu der osteuropäische Hölzer den Grundstoff abgegeben hatten. Aus Rindleder, das von den verschiedensten Teilen der Welt, vor allem von Argentinien und Australien bezogen wurde, sind die Stiefel, aus Baumwolle die Schnürsenkel, während die wesentlichen Bestandteile des Krems, mit dem die Stiefel blank gemacht worden waren, Carnaubawachs, ein brasilianisches Baumwachs, und nordamerikanisches oder französisches Terpentinöl sind.

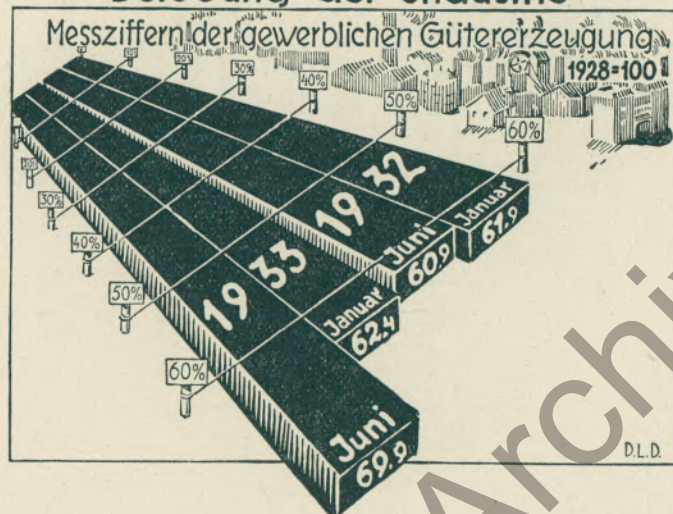
Nun tritt Herr Lehmann in sein Schlafzimmer, um zu frühstücken. Der elektrische Leuchter, den er anzündet, besteht aus Messing oder Kunstbronze, es mußte also in jedem Falle Kupfer zu ihrer Herstellung genommen werden, bei der Kunstbronze außerdem noch Zinn aus Bolivien oder von der Halbinsel Malakka. Der Fußboden des Zimmers ist mit einem Lack gestrichen, der je nachdem indischen Echellack, tropische Harze, venezianischen Terpentin aus Südtirol, Manilakopal von den Molukken und Leinöl aus Indien enthält, und er wird gereinigt mit einem Besen aus russischen oder argentinischen Pferdehaaren oder mit einem Piassaba-besen, der von der liberischen oder mexikanischen Piassava seinen Namen hat. Auf dem Boden liegt ein Teppich: bei einem Wollteppich lieferten Südosteuropa, Südafrika oder Argentinien die Wolle, bei einem Bouclé-teppich die gleichen Länder die Kuhhaare, bei einem Linoleumteppich Argentinien die Leinfaat für das Leinöl, Spanien den Kork, Neuseeland den Kaurikopal, der Kongostaat den Kongokopal und Indien die Jute-faser für die Unterlage. Herr Lehmann setzt sich auf einen Stuhl, dessen Rohrgeflecht von der Rotangpalme gewonnen wird, die auf der Halbinsel Malakka, in Borneo und Sumatra wächst. Der Frühstückstisch ist mit einem baumwollenen Tisch Tuch gedeckt.

Herr Lehmann schenkt sich zunächst ein Getränk ein: Kaffee, der aus einer Mischung von brasilianischen und mittelamerikanischen Kaffeebohnen gekocht, oder Kakao, der von der afrikanischen Goldküste importiert wurde, oder Tee, dessen Blätter auf den Plantagen Britisch-Indiens, Niederländisch-Indiens oder in China gepflückt wurden, in den er eine Scheibe sizilianischer Zitrone ausdrückt, deren Saft er mit einem Teelöffel aus mexikanischem oder nordamerikanischem Silber umrührt. Herr Smith in London findet auf seinem Frühstückstisch Brot aus nordamerikanischem oder argentinischem Weizen, Butter aus Dänemark, Holland, Australien oder Neuseeland, Eier ebenfalls aus Dänemark und den Niederlanden, Marmelade aus französischen Früchten, die mit kubanischem Rohrzucker gefügt sind. Für Herrn Lehmann hat die Wirtschaftspolitik der letzten Jahre zwar dafür gesorgt, daß all diese Nahrungsmittel jetzt zum größten Teil der deutschen Erzeugung entstammen, aber wenn er sich ein Brot zurechtmacht, um es für das zweite Frühstück mitzunehmen, und es ist mit Wurstscheiben belegt, so kann er mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß die Wursthülle aus Rußland, den Vereinigten Staaten oder Argentinien eingeführt wurde, während der Pfeffer in Britisch- oder Niederländisch-Indien seine Heimat hatte. Er nimmt vielleicht noch eine Apfelsine aus Spanien, eine Banane von den Kanarischen Inseln oder aus Mittelamerika oder ein Stück Kuchen mit, dessen Rosinen aus der Türkei bezogen wurden.

Einer aus westindischem Bedrelaholz angefertigten Kiste entnimmt Herr Lehmann jetzt eine Zigarre. Ihre Füllung ist aus den verschiedensten Tabaken, vor allem brasilianischem, niederländisch-indischem und kubanischem, gemischt, da nur die allerbilligsten Sorten aus rein deutschem Tabak hergestellt werden, während für das Umblatt Blätter aus Sumatra oder Domingo und zum Zukleben an der Spitze Tragantgummi aus Vorderasien benutzt wurden. Ist er Zigarettenraucher, dann sind Griechenland, Bulgarien und die Türkei die Bezugsländer für diesen ganz anders gearteten Tabak gewesen, und ist er ein Liebhaber des Pfeifenrauchens, so wird er eine Bruderpfeife haben, deren Holz eine in Spanien, Italien und Algerien vorkommende Erika-Art geliefert hat. Das Streichholz muß aus Aspenholz gemacht werden, das aus Polen und den Randstaaten bezogen wird, und in dessen Händmasse Gummiarabikum aus Nordostafrika und Antimon aus China enthalten sind.

Herr Lehmann will nun zu seiner Arbeitsstätte gehen. Er fällt vorher seinen aus Hartgummi bestehenden und mit einer Spitze aus südafrikanischem Gold mit Osmium-Iridium vom Ural oder aus Kolumbien versehenen Füllfederhalter mit Tinte, die aus kleinasiatischen oder ostasiatischen Gallen, indischen Ambobalanen und Blauholz aus Haiti und Mittelamerika oder französischem Blauholzextrakt zusammengesetzt ist, und notiert auf seinem Kalender etwas mit einem Bleistift, dessen Seele Graphit von der Insel Ceylon ist. Er nimmt seine rindlederne Aktenmappe und ein

Belebung der Industrie



Es geht aufwärts.

Jahrelang ging es mit der deutschen Industrie unaufhaltsam bergab. Sie wurde in ihrer Entwicklung bis auf den Stand des Jahres 1895 zurückgeworfen. Ein tieferer Sturz wäre gar nicht denkbar gewesen. Erst das Frühjahr dieses Jahres brachte die Schicksalswende. Nach dem beispiellosen Niederbruch regen sich jetzt neue lebendige Kräfte. Nach jahrzehntelanger politischer Unsicherheit ist jetzt endlich Vertrauen wiedergekehrt, Vertrauen in die Zukunft von Volk, Staat und Wirtschaft. Und dieses Vertrauen bildet ein Fundament segensreicher Arbeit. Gleichzeitig hat die nationalsozialistische Regierung sich von den vererblichen Methoden früherer Wirtschaftspolitik abgekehrt und betreibt Arbeitsbeschaffung und Wirtschaftsaufbau auf lange Sicht. Noch ist nicht das erste Halbjahr seit der Verkündung des Vierjahresplans vergangen, und schon zeigen sich auf allen Gebieten der nationalen Wirtschaft sichtbare Erfolge. Die industrielle Erzeugung ist insgesamt, nach der amtlichen Messziffer berechnet, vom Januar bis Juni um rund 12 % gestiegen. Im vorigen Jahre hingegen war vergleichsweise ein Rückgang um 1 1/2 % zu verzeichnen.

Kleines Päckchen, das mit Bindfaden aus italienischem Hanf oder mexikanischem Sisalhant umschnürt ist. Rasch wirft er noch einen Blick auf das mit italienischem oder spanischem Quecksilber gefüllte Thermometer und verläßt sein Zimmer, um sich auf dem Gang anzukleiden. Sein Mantel ist aus überseeischer Wolle, sein Filzhut aus Merinowolle vom Kapland oder aus Australien und mit Gummiarabikum oder indischem Echellack versteift, seine Handschuhe aus Baumwolle, Wolle oder südeuropäischem Lammleder, sein Schirm mit Baumwollstoff überzogen, sein Spazierstock aus südasiatischem Malakkarohr.

Er verläßt seine Wohnung, vor deren Tür ein aus Fasern der tropischen Kokospalme fabrizierter Vorleger liegt, und deren Treppenhaus des Abends mit Gasglühlicht erleuchtet wird, dessen Glühkörper aus Ramie, einer chinesischen Nesselfaser, und aus brasilianischem Monazitand angefertigt sind.

Er geht über die mit Schweizerischem oder sizilianischem Asphalt gepflasterte Straße und besteigt eine elektrische Bahn, deren Eisengerüst schwedisches oder französisches Eisenerz zum Urstoff hat, deren Messinggriffe ebenso wie die Leitungsdrähte nordamerikanisches Kupfer enthalten, oder einen Autobus, der auf Kautschukrädern läuft und mit Benzin aus den Vereinigten Staaten angetrieben wird. Er nimmt auf einem Ledersitz Platz, entfaltet seine Zeitung, deren Papier chemisch umgewandelte polnische, finnische oder tschechoslowakische Hölzer sind, und liest in ihr einen Leitartikel zum Preise der Autarkie, d. h. der reinen Binnenwirtschaft, dem er mit Behagen innerlich zustimmt. Ein wenig denken wir ja alle wie Herr Lehmann, weil wir das Maß unserer weltwirtschaftlichen Abhängigkeit gar nicht kennen, obwohl wir doch während der letzten Kriegsjahre die beste praktische Schule in der Autarkie durchgemacht haben. Aber alles, was uns diese Zeit hierüber hätte lehren können, haben wir bereits lange vergessen.

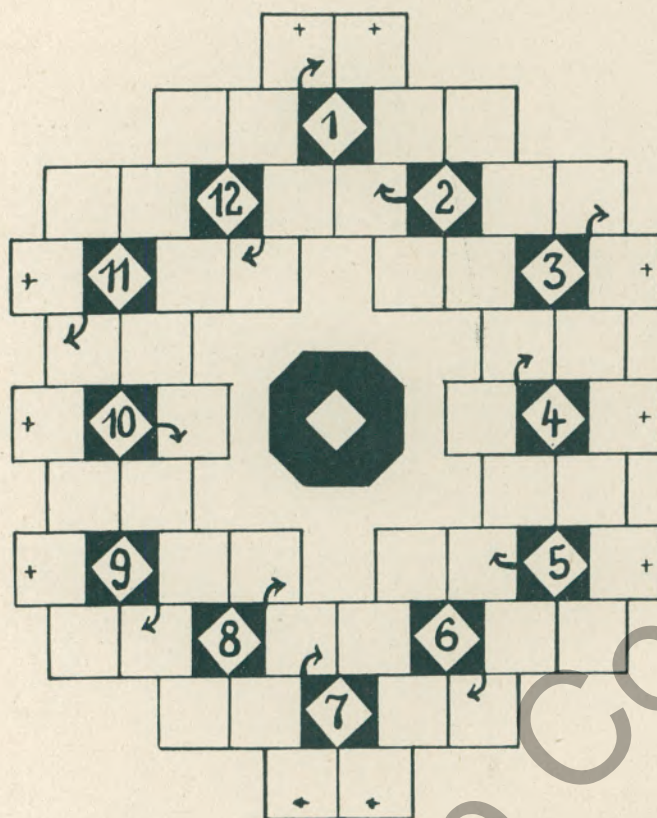
Patrioten.

Ihr wisset: zur Rettung des Landes bedarf es nun heldischer Taten;
Was tut ihr? Ihr säumt und erhebt nur in Summe ein heldisch Geschrei!

Paul Nitschke.

Der Musikknocker

Kreismorträtsel.



Es sind zwölf Wörter von je sechs Buchstaben zu bilden. Jedes Wort beginnt im Pfeilfeld und wird in Uhrzeigerichtung gelesen. Die Buchstaben in den angekreuzten zehn Feldern ergeben, im Zusammenhang gelesen, die schönste Zeit des Sommers.

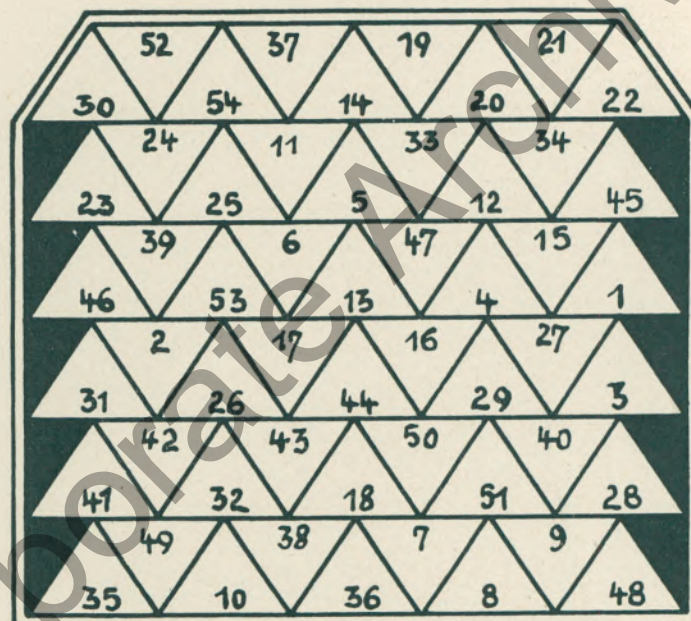
Die Wörter bedeuten: 1. Junges Tier. 2. Beurteilung. 3. Einsiedler. 4. Anlage zur Herstellung von Holzkohle. 5. Weiblicher Vorname. 6. Toter Körper. 7. Oper von Wagner. 8. Gebäck. 9. Kleiderbefaß. 10. Stadt in Italien. 11. Hochtal in den Alpen. 12. Geheimer Anschlag.

Wortergänzung.

. A . B . I . U .
K . M . O . I . T
. I . L . A . D .
B . N . O . E . N
. E . E . T . U .
E . E . W . I . S
. E . N . N . E .
A . T . E . P . N
. O . E . G . I .

Die Punkte sollen durch Buchstaben ersetzt werden, daß die waagerechten Zeilen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Gott des Bieres. 2. Liederdichter. 3. Zahl. 4. Musikinstrument. 5. Fahnenflüchtiger. 6. Alpenblume. 7. Stadt in Thüringen (an der Werra). 8. Stadt in Belgien. 9. Oper von Wagner. Die Diagonale von links oben nach rechts unten nennt dann einen Bierschlauch. W. J.

Eckworträtsel.



a-a-a-a-b-b-c-c-d-d-d-d-d-e-e-e-e-e-e-e-e-e-e
g-h-h-h-h-h-i-i-i-i-l-n-n-n-n-n-r-r-r-r-r-r
f-f-f-f-f-f-u-u-u-u-u-u-u-u-u-u-u-u-u-u-u-u

Aus obigen Buchstaben sind Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden. Die Buchstaben entsprechen je einer Ziffer und sind in die betreffenden Nummerfelder der Figur einzutragen. Nach richtiger Lösung ergeben die waagerechten Buchstabenreihen, hintereinander gelesen, einen Spruch. Der Spruch sowie die zu erratenden Wörter enthalten die gleichen Buchstaben in gleicher Anzahl.

Die Wörter bedeuten: 1, 2, 3, 4 = mittelalterliche Befestigung; 5, 6, 7, 8, 9, 10 = Männername; 11, 12, 13, 14, 15 = Behälter; 16, 17, 18 = Tonart; 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26 = geistige Tugend; 27, 28, 29 = Bindewort; 30, 31, 32, 33, 34 = biblische Person; 35, 36, 37, 38 = Teil des Hauses; 39, 40, 41, 42, 43, 44 = Wasserfahrzeug; 45, 46, 47 = Erfrischung; 48, 49, 50, 51 = Tierbehaufung; 52, 53, 54 = Zeitzeiger.

In der Stadt.

Nimm einem Pferd einmal den Schwanz,
Die Bürde stell' hinein,
Dann siehst du auch, worauf es läuft,
Es geht ja nicht feldein.

W. J.

Quadraträtsel.

AR DI EL
AU AA EN
ER GW HE
ER ST LI
IN KT ST
EL ND CH

Wenn man die 9 Quadrate von je 4 Buchstaben zu einem Quadrat von 36 Buchstaben richtig zusammensetzt, ergeben sich in den waagerechten Reihen Wörter folgender Bedeutung: 1. Stachelige Pflanze. 2. Stadt im Rheinland. 3. Flächenmaß. 4. Stadt im Bodensee. 5. Gewürz. 6. Vogel.

Die erste Senkrechte des Quadrates nennt eine Blume.

W. J.

Königszug.

grund	ten	dem	ten	re	gef	in	al	luft	und
in	ber	al	faa	ber	ih	ten	ler	schmerz	nennst
rau'n	sol	nes	ich	um	des	zen	pflan	man	das
sein	eig	chem	fer	für	ken	lan	wohl	fort	bau'n
freu'n	re	volk	an	den	ten	er	des	sich	er
uh	ein	eh	rer	ge	mes	lie	be	heil	neu'n
herz	land	rer	ta	unf	mit	ken	schmach	um	er
an	unf	vä	ter	ten	sich	frän	sich	re	unf

Rösselsprung.

sten	ge	ge	je	ge	er
pla	launt	tra	hört	glaubt	der
lla	schwer	der	sieht	ei	und
ge	ne	staunt	am	ist	daß
er	bern	nur	dann	ist	neß
sei	schlecht	sehr	an	er	heißt's

Karreerätsel.

(Gefestlich geschütt.)

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35
36	37	38	39	40	41	42

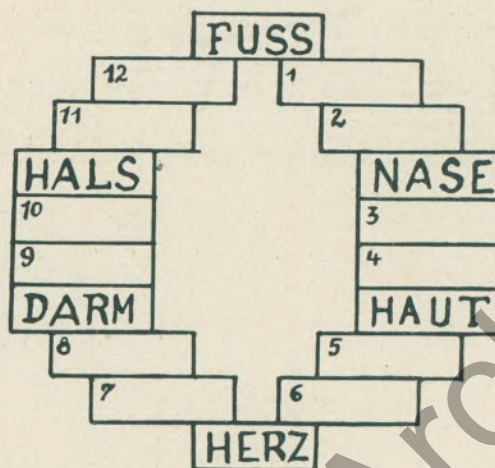
Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 42 fortlaufend gelesen, ergeben ein Sprichwort.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Asiatischer Wirbelsturm	12	4	10	3	7	8
2. Rheinisches Gebirge	1	14	3	13	41	
3. Norwegischer Komponist	9	2	10	20	19	
4. Stadt an der Saale	5	4	16	41	23	
5. Zahlungsmittel	24	28	16	27		
6. Nebenfluß der Donau	14	15	18			
7. Elternloses Kind	22	17	29	11	31	
8. Verletzung	22	25	26	27	33	
9. Sitz des Denkvormögens	9	36	39	10	6	30
10. Planet	37	4	32	34	21	8
11. Ackerwinne	3	40	35	38	5	42

IX/47

Kreislaufrätsel.



Durch Einschieben von zwei Wörtern, bei denen immer nur ein Buchstabe abzuändern ist, wird aus jedem Körperorgan das nächstfolgende gebildet.

Die Zwischenwörter bedeuten: 1. Frucht, 2. feucht, 3. Wild, 4. Eile, 5. fest, 6. Gebirge in Mitteldeutschland, 7. Baumsaft, 8. Leid, 9. wie 8, 10. Pflanzenteil, 11. Feindseligkeit, 12. Behälter.

Lösungen aus dem Augustheft.

Kreuzworträtsel mit fünf magischen Quadraten.

A. Kreuzworträtsel.

a) Waagerecht: 1. Emden. 4. Basel. 5. Ebro. 7. Sieb. 8. Noah. 9. Mge. 12. Amen. 13. Bode. 17. Stade. 18. Leine.
b) Senkrecht: 1. Elbe. 2. Dose. 3. Null. 5. Essen. 6. Riesa. 10. Lemgo. 11. Ernte. 14. Insel. 15. Radi. 16. Rebe.

B. Magische Quadrate.

I.: 1. Alder. 2. Dame. 3. Emma. 4. Real.
II.: 1. Epos. 2. Peru. 3. Dran. 4. Sund.
III.: 1. Igel. 2. Gera. 3. Eris. 4. Last.
IV.: 1. Oker. 2. Kola. 3. Elis. 4. Rast.
V.: 1. Arena. 2. Rasen. 3. Essig. 4. Meige. 5. Angel.

Geheimschifträtsel: Vom glücklichen Leben.

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte als um seine eigenen.
(G. Ch. Lichtenberg.)

Schlüssel: 1. Lawine. 2. Schwert. 3. Oldenburg. 4. Mücke.

Menschlich.

Beifall.

Rösselsprung.

Zum Licht empor mit klarem Blick,
Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück,
Ein frohes Hoffen, kühnes Streben,
Und schnelles Handeln auch daneben —
Dann hat das Dasein Zweck und Ziel,
Wer Großes will, erreicht auch viel.

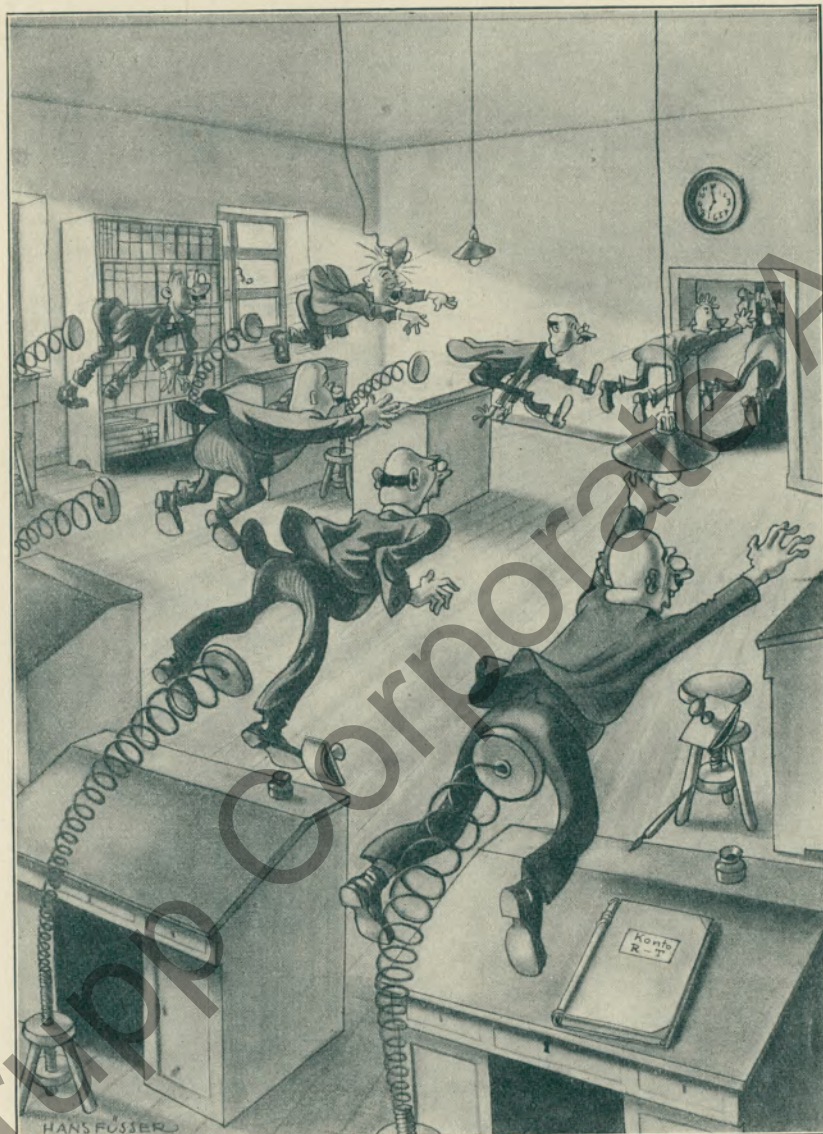
Edwörterrätsel.

Schacht, irr, Brot, Sturm, dumm, Base, Rinn, nicht, Nessel, dis,
Hand, Geld, Widder, Wind.
Daß du nicht kannst, wird dir vergeben, doch nimmermehr,
daß du nicht willst.

431

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Feierabend!
Zeichnung von Hans Füsser.

Esprüche aus dem Anwaltswartezimmer eines mittel-
deutschen Gerichtszimmers:
Du mußt, soll man gelehrt dich nennen, zehntausend Paragraphen kennen.
Sei immer höflich vor Gericht, das Zähnefletschen lohnt sich nicht.
Je dicker schwülst ein Aktenstück, je zweifelhafter wird dein Glück.
Schmauz niemals deinen Gegner an, er ist wie du — ein braver Mann.
Wißt du beim Volk in Achtung stehn, dein Maul muß wie ein Mühlrad
gehn.
Prozeßstoff ist ein Haufen Mist, darin ein Körnlein Rechtens ist.
Verlierst du, laß kein Tränlein rinnen, zwei können nicht zugleich
gewinnen.
(Wochenschau.)

Hans fragt seinen Vater: „Babba, hast du ooch von deinem Babba
manchmal Senge gegrüßd?“
„Ja.“
„Und hat sein Babba deinen Babba ooch manchmal verdroschen?“
„Eicher.“
„Und der had ooch widr von seinem Babba was hindendrauf gegrüßd?“
„Nadierlich.“
Hans schüttelt den Kopf: „Nu mächd'ch bloß ämal wissen, wer mid dem
Bleedsinn eichendlich angefangen had.“
(Kölnische Illustrierte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck:
A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buch-
handlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten
die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind
an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu
nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem
Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs
werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingefandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. —
Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

thyssenkrupp Corporate Archives